

Militär-geschichte

Zeitschrift für historische Bildung

Heft 1/2022

Oradour 1944

Das größte Massaker im besetzten Westeuropa

Verwundung und Anerkennung

Ehren- und Verwundetenabzeichen seit dem Ersten Weltkrieg

Dr. med. Horst Hennig

Der Generalarzt, der aus dem Gulag kam

Falklandkrieg 1982

Argentinische Invasion und britische Rückeroberung



ZMS BW
Zentrum für Militär-geschichte
und Sozialwissenschaften der
Bundeswehr

MILITÄR HISTORISCHES MUSEUM

Dresden



KULTUR
GESCHICHTE
GEWALT



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

nur wer die Geschichte kennt, kann dem Schicksal entgehen, sie zu wiederholen. Selten, ja nie war diese oft als Binsenweisheit gesehene oder gar belächelte Warnung, Fehler der Geschichte nicht zu wiederholen, aktueller als in diesen Tagen im Februar und März 2022. Die vom russischen Präsidenten erst in Aufsätzen und dann in Fernsehansprachen ins Feld geführten historischen Bezüge zur Rechtfertigung seines aber durch nichts zu rechtfertigenden Angriffskrieges gegen die Ukraine zeigen: Geschichte kann auch als Waffe eingesetzt werden – und dies nicht nur auf Papier, sondern sehr real und tödlich. Auch deshalb erinnern wir mit einem Beitrag an das Massenverbrechen in dem französischen Ort Oradour-sur-Glane, der während der deutschen Besatzung im Zweiten Weltkrieg vollständig zerstört wurde.

Während sich in Deutschland etablierte Institutionen der Aufarbeitung widmen und die Erinnerung für nachwachsende Generationen erhalten, sieht es in Russland anders aus. Die kritische Aufarbeitung, ja die bloße mahnende Erinnerung an die Verbrechen unter Lenin, Stalin und ihren Nachfolgern wird erschwert und unterdrückt. Bisher nahm sich die schon zu Zeiten der Sowjetunion gegründete Menschenrechtsorganisation *Memorial* der Aufgabe an, diese aufzuarbeiten. Im Gästebuch von *Memorial* findet sich ein Eintrag des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier aus dem Jahr 2017: »Die Vergangenheit zu kennen, sie nicht zur Waffe zu schmieden, sondern mit all' ihren hellen und dunklen Seiten anzunehmen, ist Grundlage für eine friedliche Zukunft.« Im November 2021 beantragte die russische Generalstaatsanwaltschaft das Verbot von *Memorial*. Ende Dezember 2021 sprach das Oberste Gericht dieses aus. »Geschichte kann man nicht verbieten«, brachte es Klaus Staeck im *Deutschlandfunk* auf den Punkt. Jeder Versuch, auf die Geschichte einen Deckel drauf zu machen, werde scheitern. Wir Deutschen wüssten: »Der Deckel wird sich immer wieder heben.« Fassungslos über die »offene Kriminalisierung« der »wertvollen Versöhnungsarbeit und Forschung« von *Memorial* zeigt sich auch Bundespräsident Steinmeier.

Das 1997 erschienene *Schwarzbuch des Kommunismus* summiert die Opfer der kommunistischen Regime von der DDR bis Nordkorea auf 100 Millionen Menschen, darunter auch die in den russischen und chinesischen Bürgerkriegen zwischen Kommunisten und Nationalisten Getöteten; andere schätzen die Zahl auf 65 bis 93 Millionen. James Kirchnick forderte in der FAZ vom 16. September 2014, »die Opfer des Kommunismus verdienen ein Denkmal«. Einfacher umzusetzen und wohl auch wirksamer wäre es, die Opfer nicht zu vergessen, ihre Namen zu nennen, ihre Gesichter zu zeigen und ihre Geschichte zu erzählen. Dazu will auch diese Ausgabe der **Militärgeschichte** ihren Beitrag leisten.

Mit seinem Artikel über den Falklandkrieg 1982 verabschiedet sich Oberst Dr. Frank Hagemann von Ihnen, liebe Leserinnen und Leser. Er war der Zeitschrift mehr als zwei Jahrzehnte als Redakteur und zuletzt als Herausgeber verbunden. Das Team der **Militärgeschichte** begrüßt Oberst Dr. Uwe Hartmann als neuen Herausgeber.

Klaus Storkmann und Henning de Vries



Militärsgeschichte | Zeitschrift für historische Bildung



Birich Baumgarten/Süddeutsche Zeitung/Photo

Das Massaker von Oradour-sur-Glane: Angehörige der 2. SS-Panzer-Division »Das Reich« ermordeten am 10. Juni 1944 insgesamt 642 Männer, Frauen und Kinder.



PA Images/Alamy Stock Foto

Nach zwei Monaten Kampf: Im Juni 1982 gehen rund 11 000 argentinische Soldaten in britische Kriegsgefangenschaft.



bpk/Bayerische Staatsgemäldesammlungen

Letzte Schlacht ohne Feuerwaffen: 1322 besiegte der Herzog von Oberbayern den Herzog von Österreich und wurde Deutscher König.



akg-images/INTERFOTO/HERMANN HISTORICA GmbH

14

Dem verwundeten Soldaten:
Eine kurze Geschichte der
Verwundetenauszeichnungen.

Unter den in den Lagern des sowjetischen Unterdrückungsregimes Gefangenen waren auch viele Deutsche. Zu ihnen gehörte Horst Hennig, Medizinstudent aus Halle an der Saale. Mehr über ihn und das System Gulag erfahren Sie in den Beiträgen ab S. 18.



Inhalt 1/2022

- 6 **MILITÄRGESCHICHTE IM BILD**
Vor 700 Jahren: Die letzte große Ritterschlacht
 Die Wittelsbacher besiegen die Habsburger
- 8 **ZWEITER WELTKRIEG**
Oradour 1944
 Fragen und Antworten zum größten Massaker an der Zivilbevölkerung im deutsch besetzten Westeuropa
- 14 **MILITÄRGESCHICHTE INTERNATIONAL**
Purple Heart und Co
 Über die Verleihung von Verwundetenauszeichnungen im 20. Jahrhundert
- 18 **IM BLICKPUNKT**
Der Gulag
Sowjetische Geheimdienste: Die Namen wechselten, der Terror blieb
- 20 **GEWALTHERRSCHAFT**
Kampf ums Überleben in eisiger Kälte
 Horst Hennig, Der Generalarzt, der aus dem Gulag kam
- 24 **GESCHICHTE KOMPAKT**
Der Vertrag von Rapallo | 1922
Erste US-Bomben auf Japan | 1942
Gründung Baden-Württembergs | 1952
Erste Wehrpflichtige der Bundeswehr | 1957
- 26 **MILITÄRGESCHICHTE INTERNATIONAL**
Kampf um Inseln im Südatlantik
 Wie Argentiniens Militär 1982 die Falklandinseln eroberte und wieder verlor
- 34 **SERVICE**
Bücher | Medien
Ausstellungen | Der besondere Tipp
Impressum

Vor 700 Jahren: Die Schlacht von Mühldorf 1322

Von Martin W. Hofbauer

Es ist knapp elf Meter breit und kann in der Burg zu Burghausen besichtigt werden: Das Bild »Schlacht bei Mühldorf am Inn« des Münchner Hofmalers Hans Werl (um 1570–1608). Das Gemälde zeigt die Perspektive des Malers und ist im Stil des frühen 17. Jahrhunderts gehalten.

Vor 700 Jahren besiegte am 28. September 1322 Ludwig IV. (der Bayer), auf dem Bild links vor seinen Truppen mit den bayerischen Rauten, seinen Kontrahenten Friedrich III. von Habsburg, auf dem Bild rechts mit den rot-weiß-roten Bannern. In dieser letzten großen ohne Feuerwaffen ausgetragenen Ritterschlacht auf deutschem Boden wurde die jahrelange Auseinandersetzung um die deutsche Reichskrone zugunsten des Wittelsbachers Ludwig entschieden.

Ihren Ausgang nahmen die Ereignisse im August 1313, als der kurz zuvor (1312) in Rom zum Kaiser gekrönte Luxembur-

ger Heinrich VII. auf seinem Rückweg nach Deutschland erkrankte und unweit von Siena verstarb. Um dessen Nachfolge bemühten sich nun gleichzeitig der Wittelsbacher Ludwig der Bayer sowie der Habsburger Friedrich der Schöne.

Fast zeitgleich kam es 1314 in Frankfurt am Main und in unmittelbarer Nähe in Sachsenhausen (heute Stadtteil von Frankfurt) zur Doppelwahl. Friedrich erhielt am 19. Oktober am traditionellen Ort der Königswahl Frankfurt die Stimmen der Kurfürsten aus Köln, der Pfalz, Sachsen-Wittenberg und Böhmen (Herzog Heinrich von Kärnten), also vier Stimmen, mit anschließender Krönung in Bonn durch den Erzbischof von Köln. Am 20. Oktober konnte Ludwig die Kurstimmen von Mainz, Trier, Böhmen (König Johann von Böhmen), Brandenburg und Sachsen-Lauenburg, also fünf Stimmen, auf sich vereinen und wurde kurze Zeit später im traditionellen Krö-



nungsort Aachen vom Erzbischof von Mainz zum König gekrönt.

Fast zwangsläufig entzündete sich ein Thronstreit zwischen den beiden Kontrahenten, der nach einigen politischen Wendungen zur Entscheidungsschlacht bei Mühldorf führte. Das umliegende Gebiet gehörte nicht zu Bayern, sondern unterstand als Exklave dem Salzburger Erzbischof, der auf Seite Österreichs stand. Die Absicht Friedrichs des Schönen war es, seine eigenen Truppen und die seiner Verbündeten aus Osten, Süden und Westen zusammenzuführen, um so das Aufgebot Ludwigs des Bayern, das sich von Norden aus Regensburg näherte, konzentrisch in die Zange zu nehmen. Friedrichs Bruder Leopold gelang es aber von Westen heranrückend nicht, rechtzeitig am Schlachtort einzutreffen. Damit war Friedrichs Heer zahlenmäßig unterlegen und umfasste nach zeitgenössischen Schätzungen rund 1400 Ritter im Vergleich zu rund 1800 schwer bewaffneten Reitern unter Ludwig. Auf beiden Seiten kamen jeweils mehrere tausend Kämpfer zu Fuß und Schützen hinzu, auf österreichischer Seite zudem noch speziell eine Abteilung aus Ungarn, im Bild ganz rechts dargestellt. Die Auseinandersetzung zwischen den beiden Gegnern wird im Bild ikonographisch noch durch die Fahne mit kaiserlichem Doppeladler und Rauten, links im Bild, im Gegensatz zur Fahne mit den österreichischen Farben, rechts im Bild, untermauert.

Das Schlachtfeld selbst dürfte nach gegenwärtigem Stand der Forschung wahrscheinlich beim Ort Erharting nordostwärts von Mühldorf gelegen haben, wobei Ludwigs Truppen an einer Anhöhe angelehnt nördlich des Schlachtfelds lagerten, während Friedrich südlich davon seine Ausgangsstellungen bezog.

Dass Ludwig der Bayer schließlich den Sieg in der mehrstündigen Schlacht davontragen konnte, ist vor allem folgen-

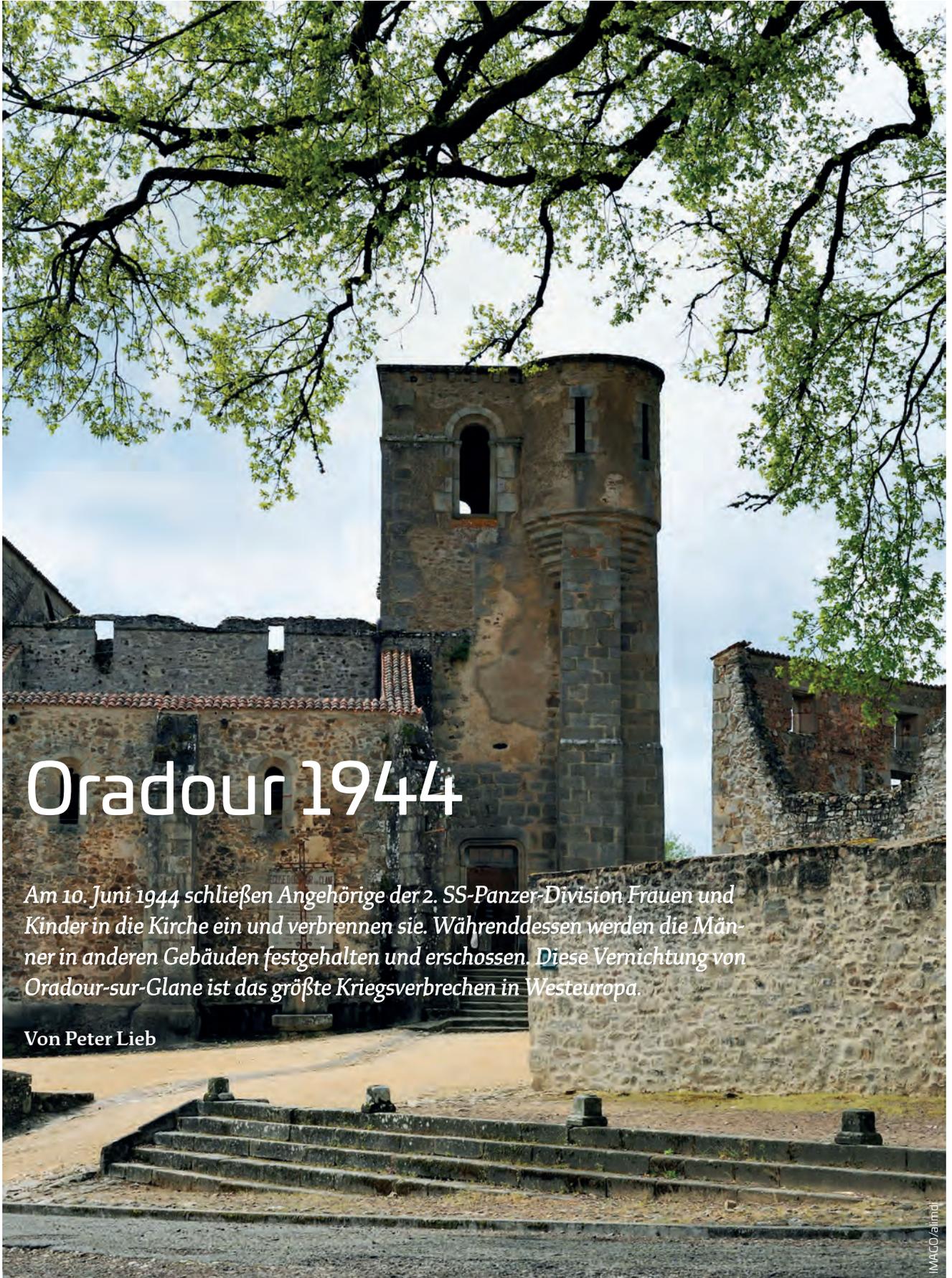
den Umständen geschuldet. Zum Ersten nahm Friedrich die vermutlich von Ludwig ergangene Aufforderung zur Schlacht an und wartete nicht auf das Eintreffen des noch ausstehenden Kontingents von vielleicht 1100 Rittern seines Bruders, mit dem er eine klare numerische Überlegenheit hätte erzielen können.

Zum Zweiten gelang es auf österreichischer Seite nicht, das ungarische Kontingent aus mehreren tausend Kämpfern auf dem rechten Flügel effektiv einzusetzen. Ein Grund hierfür mag gewesen sein, dass die leichten ungarischen Reiter im Kampf gegen die schwer gewappneten Ritter unterlegen waren.

Zum Dritten kam dem zeitgerechten Einsatz der zahlenmäßig bedeutenden Reserve eine schlachtentscheidende Bedeutung zu. Rund 500 Ritter unter dem Befehl des Nürnberger Burggrafen, die bis zu ihrem Einsatz im Hintergrund abgewartet hatten, griffen ausgeruht im fortgeschrittenen Verlauf der Schlacht in den Kampf ein. In einem Moment der Überraschung und der Fehleinschätzung auf gegnerischer Seite gelang es ihnen in kurzer Zeit, Friedrich den Schönen von Habsburg und schließlich auch dessen Bruder gefangen zu nehmen und so die militärische Entscheidung herbeizuführen.

Mit diesem Sieg endete der Thronstreit im Reich und Ludwig der Bayer sicherte sich die Königsgewalt. In den folgenden Jahren konnte sich Ludwig nun daranmachen, seine bescheidene Machtbasis konsequent auszubauen und selbst nach der Kaiserkrone zu streben.





Oradour 1944

Am 10. Juni 1944 schließen Angehörige der 2. SS-Panzer-Division Frauen und Kinder in die Kirche ein und verbrennen sie. Währenddessen werden die Männer in anderen Gebäuden festgehalten und erschossen. Diese Vernichtung von Oradour-sur-Glane ist das größte Kriegsverbrechen in Westeuropa.

Von Peter Lieb

Alles schien zunächst so abzulaufen, wie es in den letzten Wochen vielfach in Frankreich passierte, wenn deutsche Besatzungstruppen Waffen und Partisanen suchten. Auch diesmal umstellte ein Teil einer Kompanie zunächst das Dorf, um eine Flucht der Einwohner zu verhindern. Anschließend drang der andere Teil in den Ort ein, ließ die Bevölkerung versammeln und trennte sie nach Geschlecht. Während die Männer gruppenweise in Scheunen gesperrt wurden, schloss man die Frauen und Kinder in die Dorfkirche ein. Als nächstes würde – so der bis dato übliche Verlauf einer Dorfdurchsuchung – die Befragung der männlichen Bevölkerung nach »Banden« und »Bandenhelfern« folgen und darauf basierend die Soldaten »Repressalien« verhängen. Vieles war hierbei möglich: die Exekution einiger männlicher Einwohner, die Mitnahme von Teilen der Einwohnerschaft, das Abbrennen und Plündern von Häusern oder aber auch der friedliche Abzug der deutschen Truppen.

An jenem 10. Juni 1944 war es in Oradour-sur-Glane, einem Dorf im Limousin, aber anders. Die Einwohner befürchteten von Anfang an, dass diese Dorfdurchsuchung nicht glimpflich ablaufen würde. Denn an den Uniformen erkannten sie, dass es Soldaten der Waffen-SS waren, denen in Frankreich generell ein zweifelhafter Ruf vorausging. Was nun geschah, übertraf aber selbst die düstersten Vorahnungen: Zunächst töteten die SS-Soldaten mit Maschinengewehren die männlichen Zivilisten in den Scheunen und zündeten ein Haus nach dem anderen an. Hilflos mussten die Frauen und Kinder in der Dorfkirche den Lärm anhören. Schließlich betraten SS-Männer das Gotteshaus und stellten eine Kiste mit einer Zündschnur auf. Kurz darauf trat Rauch aus dieser Kiste, die Luft war bald nicht mehr zu atmen, Feuer breitete sich aus. Viele Frauen und Kinder erstickten oder verbrannten, wer aus der Kirche fliehen wollte, wurde von den Posten an den Türen erschossen. Zum Schluss kamen Soldaten erneut ins Innere des Gemäuers und ermordeten die letzten Überlebenden mit Maschinengewehrpistolen.

Am Spätnachmittag hatte die Waffen-SS ihr grausames Vernichtungswerk vollbracht, die Kompanie zog auf ihren Fahrzeugen aus Oradour ab. Sie hinterließ ein ausgelöschtes Dorf mit 642 Leichen: 197 Männer, 240 Frauen, 205 Kinder. Nur etwa 20 bis 30 Personen konnten dem Inferno entkommen. Wahrheitswidrig meldeten die Täter am folgenden Tag: »I./SS »DF« [»Der Führer«] trat am 10.6.1944, 13.30 Uhr auf Oradour an und umstellte den Ort. Nach Durchsuchung des Ortes wurde dieser niedergebrannt. Fast in jedem Haus war Munition gelagert [...] Ergebnisse: 548 Feindtote, -/1/1 eigene Verwundete.«

Die 2. SS-Panzer-Division »Das Reich« im Partisanenkampf

Die Täter von Oradour kamen aus dem I. Bataillon des SS-Panzer-Grenadier-Regiments 4 »Der Führer«, das zur 2. SS-Panzer-Division »Das Reich« gehörte. Diese Division war wenige Wochen zuvor von der Ostfront nach Südfrankreich zur Auffrischung verlegt worden und nahm gleichzeitig an kleinen Unternehmen gegen den französischen Widerstand teil. Bereits hier fielen Teile der Division durch blutige Ausschreitungen und Plünderungen auf. So tötete eben jene 3. Kompanie des Regiments »Der Führer« nach einem Partisanenüberfall am 21. Mai in Frayssinet-le-Gélat (Lot) fünfzehn Dorfbewohner, darunter vier Frauen.

Am 5. Juni, also einen Tag vor Beginn der alliierten Landung in der Normandie, reichte der Divisionskommandeur, SS-Brigadeführer Heinz Lammerding, beim vorgesetzten LVIII. Reserve-Panzer-Korps einen Forderungskatalog für die zukünftige Widerstandsbekämpfung ein: Für jeden verwundeten deutschen Soldaten sollten zukünftig drei, für jeden getöteten deutschen Soldaten zehn »Terroristen« gehängt werden. Durch Erhängen seien diese Männer »diskriminiert und außerhalb der franz[ösischen] Volksgemeinschaft gestellt«. Zudem sollten 5000 »verdächtige Männer« aus der Umgebung ins Deutsche Reich deportiert werden. Woher Lammerding seine Inspiration für derlei Vorschläge

nahm, liegt nahe: Er war 1943 Chef des Stabs bei Erich von dem Bach-Zalewski, dem »Chef der Bandenkampfverbände« in der Sowjetunion. Auch wenn das Korps Lammerdings Vorschläge nicht annahm, gaben sie doch die Richtung der Division in der Partisanenbekämpfung für die kommenden Tage vor.

Als nur einen Tag später die Alliierten in der Normandie landeten, wurde »Das Reich« umgehend an die neue Front befohlen. Die Verlegung dorthin war schwierig, da die Transportkapazitäten beschränkt waren und zudem die französische Widerstandsbewegung mittlerweile große Teile des Limousin kontrollierte. Lammerding meinte sogar, dass hier ein »neuer kommunistischer Staat im Entstehen begriffen« sei. So fiel die Entscheidung, dass die Division auf dem Weg in die Normandie gleichzeitig die Partisanen bekämpfen sollte – eine Aufgabe, die Lammerding als »viel zu schade« für eine Panzerdivision »im 5. Kriegsjahr« sah.

In nur wenigen Tagen verübten Einheiten dieser SS-Division mehrere große Verbrechen. Neben Oradour stachen dabei die Ereignisse in Tulle am 9. Juni 1944 negativ hervor. Aus Rache für den Überfall und die Tötung deutscher Soldaten durch kommunistische Partisanen ließ die Division 99 Männer in der Stadt aufhängen. Diese Ereignisse lösten einen allgemeinen Schock bei den Widerstandskräften und der Bevölkerung aus, »was auch beabsichtigt war«, wie die deutschen Veteranen selbst nach 1945 in ihrer Divisionsgeschichte offen zugaben.

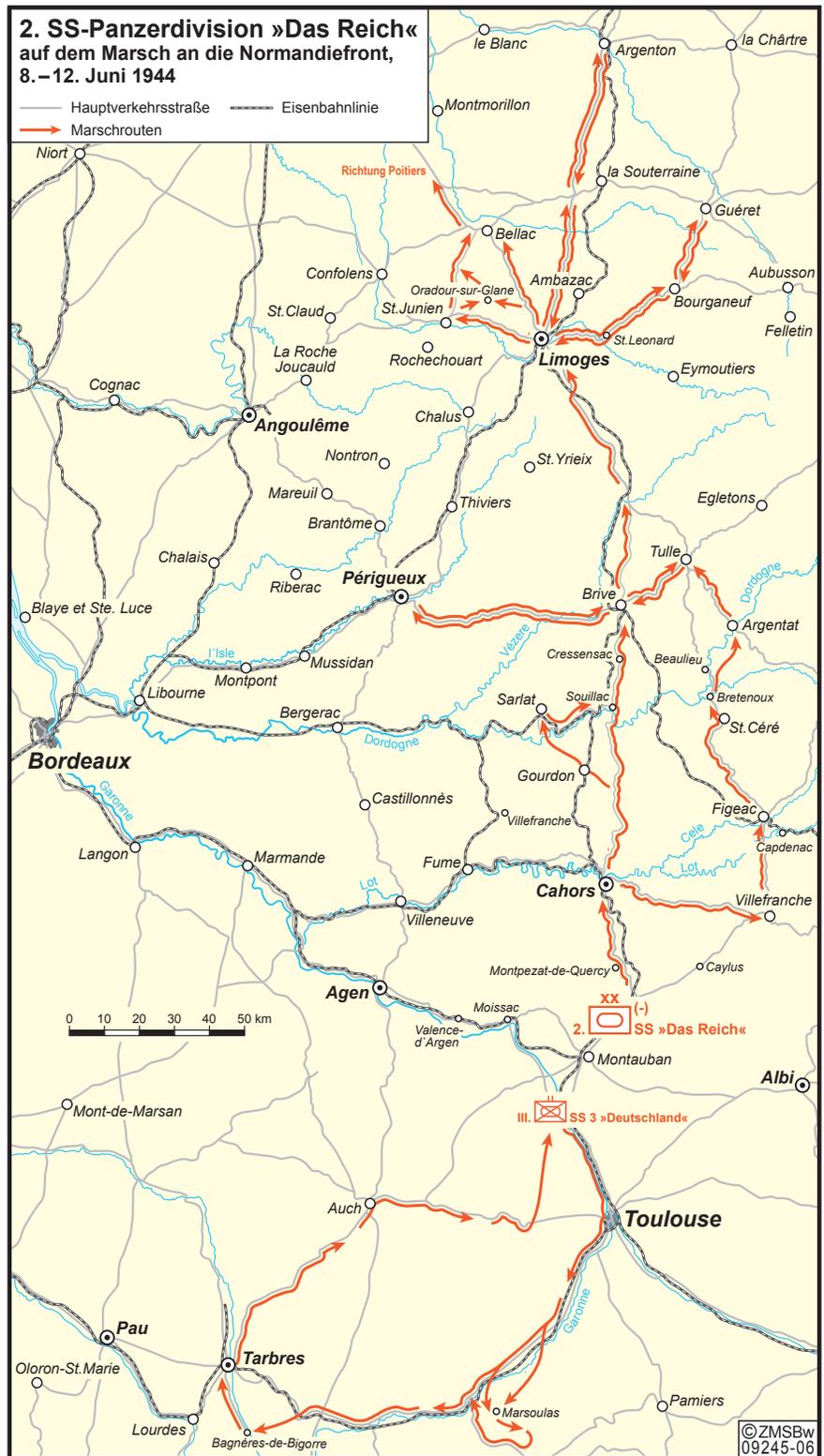
Auch andernorts kam es zu vielen blutigen und brutalen Ausschreitungen der Division, so in Argenton-sur-Creuse mit 67 zivilen Opfern. Besonders grausam waren die Ereignisse in den Pyrenäen, wo das III. Bataillon des SS-Panzer-Grenadier-Regiments 3 »Deutschland« wütete. Dieses wurde nicht in die Normandie verlegt und verblieb zunächst im Raum Toulouse. Zwischen dem 10. und dem 12. Juni bekämpfte es nicht nur Partisanen, sondern ermordete auch über 100 Zivilisten einschließlich Frauen und Kinder. Hinzu kamen weitere Gewaltverbrechen der Division in jenen Tagen.

Oradour war damit also das mit Abstand größte Einzelverbrechen der Division, doch reihte es sich in ein blutiges Muster ein. Die Massenmorde von »Das Reich« endeten kurz nach Oradour wieder. Zumindest in einem Bataillon existierte der Befehl, dass »die Bevölkerung nur durch eine korrekte Behandlung von Seiten der Truppe, im Gegensatz zu den Terroristen, auf unsere Seite gebracht werden kann.«

Warum Oradour?

Die Monstrosität des Verbrechens von Oradour lässt viele Fragen bis heute offen, vor allem warum gerade dieses Dorf jenes grausame Schicksal erlitt und wer genau der Befehlsgeber war. Mit ihrer Meldung über einen angeblichen Munitionsfund setzte die Waffen-SS gleich nach der Tat eine These in die Welt, die sich bis heute nicht erhärten konnte und mittlerweile widerlegt ist. Oradour war zu keinem Zeitpunkt ein Hotspot der französischen Widerstandsbewegung. Auch die These eines wie auch immer gearteten »Unfalls« bei den Morden in der Kirche ist völlig abwegig. Gleichwohl werden derlei Behauptungen bis heute immer wieder von rechts-extremen Kreisen in die Welt gesetzt. Dabei hatten selbst die Veteranen in ihrer Regimentsgeschichte 1962 zugegeben, dass die Täter dieses Massenmords aus ihren Reihen kamen. Auch in verschiedenen Prozessen nach 1945 gaben die ehemaligen Kompanieangehörigen an, dass der Befehl zur Vernichtung Oradours bereits gegeben worden war, noch bevor sie in das Dorf einrückten.

In der französischen Forschung hat in den vergangenen Jahren eine völlig andere Deutung der Hintergründe des Massakers Zuspruch erhalten. Demnach habe die SS – und dabei allen voran Lammerding – das Dorf bewusst ausgewählt. Mit der Vernichtung wollte die SS ein abschreckendes Beispiel für die Bevölkerung der Region geben, so wie es in Osteuropa häufig Usus war. Das Problem an dieser These ist allerdings, dass es hierfür keinerlei Indizien gibt. So hatte Lammerding einen Tag vor dem Verbrechen befohlen, dass »es erforderlich



Die SS ließ die Leichen der Bewohner im Dorf zurück. Erst später wurden diese zur Bestattung transportiert.



[sei], die Truppe so im Zaume und im Auftreten zu halten, dass die Bevölkerung von der Redlichkeit unserer Absichten und dem Charakter der Division als Elitetruppe überzeugt wird.« Es erscheint daher als eher unwahrscheinlich, dass Lammerding am gleichen Tag einerseits diesen Befehl herausgab und andererseits den Befehl zu Vernichtung von Oradour erteilte.

Wenn also möglicherweise nicht Lammerding, wer war dann der Befehlsgeber für den Massenmord? Ein wichtiger Anhaltspunkt ist, dass der ranghöchste Offizier am Tatort nicht der Kompaniechef, SS-Hauptsturmführer Otto Kahn, war, sondern sein Bataillonskommandeur, SS-Sturmbannführer Adolf Diekmann. Ein militärischer Grundsatz lautet: Ein Vorgesetzter befindet sich stets bei einer unterstellten Einheit, wenn er dort den Schwerpunkt sieht. Und der Schwerpunkt war für Diekmann offenbar die Vernichtung von Oradour. Ob er dort im Auftrag seines Divisionskommandeurs Lammerding oder auch seines Regimentskommandeurs, SS-Standartenführer Sylvester Stadler, handelte, ist unklar. Doch anders als die beiden hatte Diekmann eine Art Motiv. Am Tag zuvor war sein guter Freund und Kom-

mandeur des III. Bataillons, SS-Sturmbannführer Helmut Kämpfe, von französischen Widerstandskämpfern, dem Maquis, verschleppt worden. Angebliche Verhandlungen über dessen Freilassung scheiterten, Kämpfe wurde stattdessen am 10. Juni getötet. Ob Diekmann vom Schicksal seines Freundes wusste, ist nicht bekannt. Die Vernichtung des Dorfes Oradour sah er aber offenbar als einen Racheakt an, da – so eine von einigen Veteranen verbreitete Version – es Gerüchte gab, der Maquis halte Kämpfe und andere Soldaten der Division in Oradour fest. Aufgrund der großen Entfernung zwischen Oradour und dem Ort des Verschwindens von Kämpfe ist dies auszuschließen, doch es ist zu bedenken, dass es im Limousin mehrere Dörfer mit dem Namen Oradour gibt. Es ist also durchaus möglich, dass eine Verwechslung vorgelegen hat. Aber auch hierzu gibt es – wie bei den meisten Thesen zu dem Massaker – kaum feste Anhaltspunkte.

Die Rolle der Wehrmacht

Zwei Tage vor dem Massaker, am 8. Juni 1944, hatte der Oberbefehlshaber West (OB West), Generalfeldmarschall Gerd

von Rundstedt, auf Veranlassung des Wehrmachtführungstabs einen »Bandenkampfbefehl« erlassen, worin es unter anderem hieß, dass »schärfste Maßnahmen zu ergreifen« seien, um fortan die Bevölkerung von der Unterstützung der Widerstandsbewegung abzuschrecken.

Auch gab es seit Februar 1944 den »Sperrle-Erlass« (benannt nach Rundstedts Stellvertreter, Generalfeldmarschall Hugo Sperrle), wonach bei Widerstand ohne Rücksicht auf umherstehende Zivilisten sofort das Feuer zu erwidern und Häuser in Brand zu stecken waren. Zu scharfe Gegenmaßnahmen sollten nicht mehr geahndet werden. Manch ein Historiker will in neuester Zeit darin eine Mitschuld der Wehrmacht erkennen, da das Massaker von Oradour durch diese Befehle quasi gedeckt gewesen wäre. Diese Argumentation war auch eine der Schutzbehauptungen mancher SS-Veteranen nach dem Krieg.

Das Argument greift aber aus verschiedenen Gründen zu kurz. Während der »Sperrle-Erlass« bei der Truppe weithin bekannt war, galt dies nicht für den Befehl vom 8. Juni. Es ist aufgrund der schlechten Fernsprechverbindungen

sehr fraglich, ob dieser Befehl zum Tatzeitpunkt überhaupt bereits der Division oder gar dem Bataillonskommandeur Diekmann übermittelt worden war. In allen Ermittlungsverfahren der französischen und deutschen Justiz nach 1945 bezog sich kein einziger der Beschuldigten oder Zeugen auf diesen Befehl des OB West. Vor allem aber erlaubten weder dieser Befehl noch der »Sperrle-Erlass« die Vernichtung eines ganzen Dorfs. Wehrmacht und Waffen-SS begingen in diesen Juni-Tagen an vielen Orten Frankreichs größere und kleinere Verbrechen im Partisanenkampf, doch Oradour blieb in seinem Ausmaß einzigartig. Kein zweites Mal löschten die Deutschen während der gesamten Besatzungszeit ein ganzes Dorf aus. Oradour war ein interner Gewaltexzess der 2. SS-Panzer-Division »Das Reich«.

Überliefert sind hingegen einige Reaktionen örtlicher Wehrmachtsoffiziere. Der Deutsche General in Vichy, Generalleutnant Alexander von Neubronn, schämte sich, eine deutsche Uniform zu tragen, als er von dem Massaker hörte. Der Kommandant des Verbindungsstabs Limoges, Generalmajor Walter Gleiniger, sprach gegenüber den Franzosen von einer »Schande für die deutsche Armee«. Und auch der höchste deutsche Militär in Südfrankreich, der Oberbefehlshaber der Armeegruppe G,

Generaloberst Johannes Blaskowitz, befahl: »Wir bekämpfen den Terroristen, nicht die Bevölkerung.« Vor allem Frauen und Kinder dürften nicht in Mitleidenschaft gezogen werden.

Unklar ist, ob gegen Diekmann ein kriegsgerichtliches Verfahren eingeleitet werden sollte, wie nach 1945 häufig behauptet wurde; jedenfalls fiel er kurz darauf, am 29. Juni, in der Normandie. Proteste der französischen Vichy-Regierung zwangen jedoch zum Handeln, Untersuchungen mussten eingeleitet werden. Doch im Gegensatz zu den örtlichen Wehrmachtdienststellen hatte der Stab des OB West eine andere Sicht auf die Dinge und wollte sich nicht mit derlei unangenehmen Dingen belasten. »Das Reich« war mittlerweile an der Front eingesetzt und so hielt man es »für falsch [...] eine im Kampf stehende Truppe wegen derartiger Dinge zur Rechenschaft zu ziehen«. Die Sache wurde an die SS mit ihrer eigenen Gerichtsbarkeit abgegeben und so führte die Strafverfolgung zu keinen Verurteilungen, auch wenn selbst noch im März 1945 das OKW den Sachstand der Ermittlungen erfahren wollte.

Oradour nach 1945

Mit Kriegsende 1945 war das Thema Oradour nicht abgeschlossen, die Aufarbeitung begann stattdessen auf ver-

schiedene Weise. Höchste französische Politiker glaubten, in der unmittelbaren Nachkriegszeit mit Oradour ein Sinnbild gefunden zu haben, um die nationale Einheit wiederherzustellen.

Charles de Gaulle nannte Oradour ein »Symbol für das, was der gesamten Heimat [in der Besatzungszeit] widerfahren« sei. Der Ort verblieb in dem Zustand, wie ihn die Waffen-SS am Nachmittag des 10. Juni 1944 verlassen hatte. Als 1947 eine moderne Siedlung neben der Geisterstadt errichtet wurde, legte Präsident Vincent Auriol den Grundstein. Die symbolhafte Verbindung von Zerstörung und Wiederaufbau war eindeutig.

Jedoch beendete der Gerichtsprozess in Bordeaux Anfang 1953 jegliche Symbolpolitik der nationalen Einheit. Da die französische Militärjustiz keines verantwortlichen Offiziers habhaft werden konnte, befanden sich ausschließlich ehemalige Unteroffiziere und Mannschaftssoldaten auf der Anklagebank, insgesamt 21 Mann. Der Prozess endete nach einem Monat mit einer Todesstrafe und vielen Haftstrafen. Es gab aber ein Problem: Unter den Verurteilten befanden sich dreizehn »Malgré-nous« (frz: »Wider unseren Willen«) – Elsässer, die als Wehrpflichtige in der Waffen-SS an dem Massaker teilgenommen hatten. Die Verurteilung löste im Elsass eine Welle der Empörung aus, so dass die An-



Verurteilt: Der ehemalige SS-Obersturmführer Heinz Barth 1983 vor dem Ostberliner Stadtgericht.



picture alliance/dpa/Jean Pierre Miller/Pool

Gedenken: Der französische Staatspräsident François Hollande (li.) und der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck (re.) begleiten den 88-jährigen Überlebenden Robert Hebras (Mitte) in der Kirchenruine von Oradour am 4. September 2013.

geklagten bald wieder auf freien Fuß kamen. Dies wiederum schockierte die Bewohner im Limousin. Zudem wollte die dort traditionell starke kommunistische Partei das Gedenken an das Verbrechen für ihre Zwecke einnehmen. Oradour war damit ein innenpolitischer Streitfall geworden.

Ebenso erfolglos verliefen die halbherzigen Bemühungen der westdeutschen Justiz, das Verbrechen zu sühnen: Kein einziger Veteran wurde für Oradour zur Rechenschaft gezogen. In den polizeilichen Vernehmungen bauten die SS-Veteranen eine Mauer des Schweigens um sich auf. Ein Ermittlungsverfahren gegen Lammerding und Kahn wurde 1964 eingestellt, ihre Auslieferung nach Frankreich aufgrund zwischenstaatlicher Verträge abgelehnt. Lammerding starb 1971 unbehelligt als wohlhabender Bauunternehmer. Ein weiteres Verfahren

gegen Kahn ab 1975 verlief im Sande, ebenso weitere Initiativen bis in die 2010er Jahre hinein. Die Hauptakteure waren mittlerweile verstorben oder es ließ sich kein weiterer Tatverdächtiger mit Aussicht auf einen Prozess ermitteln.

Nur ein deutscher Prozess – in der DDR 1983

Das einzige deutsche juristische Verfahren, das mit einer Verurteilung endete, fand im Unrechtsstaat DDR statt. Obgleich ein Schauprozess und von der Stasi sorgsam vorbereitet, wurden in dem Prozess rechtsstaatliche Standards einigermaßen eingehalten. Der Beschuldigte hieß Heinz Barth, 1944 als SS-Untersturmführer und Zugführer an dem Massaker beteiligt. Jahrzehntlang hatte er in der DDR ein unauffälliges Leben geführt und in einer Konsumge-

nossenschaft gearbeitet. Im Prozess vor dem Stadtgericht Berlin (Ost) gab Barth an, dass der Plan zur Vernichtung des Dorfes bereits am Morgen des 10. Juni feststand. Die Frage nach dem eigentlichen Befehlsgeber konnte zwar auch er nicht konkret beantworten, doch belasteten seine Aussagen erneut Diekmann schwer. Das Gericht verurteilte Barth am 7. Juni 1983 schließlich zu lebenslänglicher Haft. Nach der Wiedervereinigung widerrief Barth seine Aussagen nicht. Er wurde 1997 aufgrund seines schlechten Gesundheitszustands entlassen und starb zehn Jahre später.

Ab den 1990er Jahren lösten sich nach und nach die innerfranzösischen Spannungen im Streit um Oradour. 1999 öffnete ein Centre de la mémoire seine Pforten, ein von Partei- und Regionalstreitigkeiten gelöster Konsens war schließlich gefunden.

Oradour sticht wegen des Ausmaßes der Gewalt aus der deutschen Besatzungszeit in Frankreich in tragischer Weise hervor. Gerade deshalb hat sich das Massaker fest als ein Erinnerungsort für diese Zeit etabliert. Das Ausmaß dieses Verbrechens erklärt auch die jahrzehntelangen Schwierigkeiten aller Seiten im Umgang mit dem Erbe.

Gemeinsam mit dem französischen Staatspräsidenten François Hollande besuchte Joachim Gauck als erstes deutsches Staatsoberhaupt am 4. September 2013 Oradour. Gaucks Besuch war ein weiterer Beitrag zur Aussöhnung der beiden Länder. Somit ist aus dem Ort des Verbrechens mittlerweile auch ein Symbol für die Aufarbeitung der Geschichte und die deutsch-französische Partnerschaft geworden.

Wissenschaftlicher Oberrat Dr. Peter Lieb ist Referent für Militärgeschichte im Bundesministerium der Verteidigung.

Literaturtipps

Jean-Jacques Fouché, *Oradour, Paris 2001.*
 Peter Lieb, *Konventioneller oder NS-Weltanschauungskrieg? Kriegführung und Partisanenbekämpfung in Frankreich 1943/44, München 2007.*

Verwundung und Anerkennung

Ehren- und Verwundetenauszeichnungen seit dem Ersten Weltkrieg

Während des Ersten Weltkrieges wurden in zahlreichen kriegführenden Nationen Abzeichen und Ehrenzeichen für Verwundungen gestiftet. Sie zeugten vom Bedürfnis der Soldaten, auch auf »den ersten Blick« als kampferprobt und fronterfahren wahrgenommen zu werden, sowie vom veränderten Umgang mit Verwundung und Invalidität in der Öffentlichkeit.

Von Johannes-Paul Kögler

Die hohe Bevölkerungsmobilisierung im Ersten Weltkrieg hinterließ mit seiner Dauer und seinem hohen Grad an Technisierung ein Massenheer an Verwundeten und Kriegsinvaliden. Schon nach wenigen Kriegsmonaten waren die Beinamputierten, Gesichts- und Gasversehrten und »Kriegszitterer« auch in der Heimat sichtbar und zeugten von einer nie dagewesenen Gewalterfahrung. Innerhalb der Truppe wuchs mit der zunehmenden Kriegsdauer auch das Bedürfnis, das erlebte körperliche Leid der Verwundung als Bestandteil der Uniform nach außen hin sichtbar zu machen. Im österreichisch-ungarischen Heer war es bereits in der ersten Kriegshälfte üblich, an der Kopfbedeckung rote Stoffstreifen als äußeres Zeichen für eine erlittene Verwundung zu tragen. Diese Eigenmächtigkeit der Truppe wurde schließlich am 27. November 1916 durch das

Kriegszitterer (auch Kriegsneurotiker genannt) litten unter einer spezifischen Form der posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS). Die Versehrten zeigten dabei Symptome wie unkontrollierbare Zitteranfälle oder panische Angst vor Alltagsgegenständen. Oft konnten sie sich aus eigener Kraft nicht mehr auf den Beinen halten. Zunächst hielten Ärzte die Kriegszitterer für Simulanten, im Laufe des Krieges waren jedoch mehrere tausend Soldaten davon betroffen. Ausgelöst wurde die Krankheit vermutlich durch eine psychische Überlastung im Grabenkrieg, bei dem die Soldaten nahezu bewegungslos tagelangem Trommelfeuer ausgesetzt waren und ihrem natürlichen Fluchinstinkt nicht nachkommen konnten.

österreichische Kriegsministerium legitimiert, sodass diese Kennzeichnung der Verwundeten auch in der Etappe und außer Dienst an der Kappe getragen werden durfte. Ein Jahr später kam es dann zur Stiftung einer tragbaren Verwundetenmedaille, die im Aussehen für alle Dienstgradgruppen gleich gestaltet war. Das feldgrüne Dreiecksband gab es mit bis zu fünf Streifen – ein Streifen je Verwundung – sowie ohne Streifen für Kriegsinvalidität und wurde zusammen mit der Medaille an der linken Brustseite getragen.

In Deutschland ging die Idee zur Schaffung einer Verwundetenauszeichnung aus dem Umstand hervor, dass zum damaligen Zeitpunkt nur Tapferkeitsauszeichnungen wie das Eiserne Kreuz zur Verfügung standen und massenhaft auch an die Truppe im rückwärtigen Gebiet verliehen wurde. Bereits 1917 gab es daher Initiativen aus der



Berlin 1923: Ein Kriegsversehrter in Uniform des Ersten Weltkriegs mit seinem Eisernen Kreuz I. Klasse und Verwundetenabzeichen.

Truppe zur Schaffung eines Frontkämpferabzeichens »für diejenigen Kriegsteilnehmer [...] die längere Zeit in vorderster Linie gekämpft haben, sowie eines Abzeichens für Verwundete.«

Erst ab 1918: Sichtbare Anerkennung

Das Bedürfnis langgedienter und bewährter Frontkämpfer nach äußerer Kennzeichnung lässt sich anhand einer Denkschrift aus dem Jahr 1918 nachvollziehen, in der es heißt: »Die Leute da draußen wollen etwas haben, was zu Hause mit Geld oder Beziehungen nicht zu erreichen ist und was sie dem Volke gegenüber als solche kennzeichnet, die für das Vaterland gekämpft und geblutet haben.«

So kam es am 3. März 1918 zur Stiftung eines Verwundetenabzeichens, zunächst für das Heer und später auch für

die Kaiserliche Marine (24. Juni 1918) und die Schutztruppen in den damaligen deutschen Kolonien (8. Juli 1918). Das Verwundetenabzeichen in Schwarz wurde für ein- und zweifache Verwundung verliehen, in Mattweiß bei drei- und viermaliger Verwundung sowie bei fünf- und mehrmaliger Verwundung in Mattgold. Die berücksichtigungsfähigen Verwundungen zur Verleihung des Verwundetenabzeichens mussten dabei »durch unmittelbare oder mittelbare Einwirkung von Kampfmitteln« erfolgen – Verletzungen, welche durch unvorsichtige Handhabung eigener Waffen oder Kampfmittel verursacht wurden, gehörten nicht dazu.

Das Verwundetenabzeichen hatte in der Nachkriegszeit einen hohen Bekanntheitsgrad unter den Veteranen und in der Bevölkerung und wurde von den Beliehenen häufig auch am Zivilanzug getragen. So war auf den ersten Blick

erkennbar, dass der Träger Fronterfahrung besaß und durch seinen Einsatz auch körperliche Leiden in Kauf genommen hatte. Ernst Jünger (1895–1998), selbst hochdekorierter Frontoffizier, griff das Thema der körperlichen Verwundung und ihrer Kennzeichnung durch ein Abzeichen in seinen autobiographischen Tagebüchern »In Stahlgewittern« auf. Insgesamt wurde er nach eigener Aussage 14-mal verwundet, darunter waren fünf Gewehrgeschosse, zwei Granatsplitter, vier Handgranaten- und zwei Gewehrgeschosssplitter, die an seinem Körper mit Ein- und Austrittswunden an die 20 Narben hinterließen. Mehrfach war er nur knapp dem Tod entkommen und er hatte das Glück, dass keine dieser Verletzungen ihn zum Invaliden machte. Die Einführung eines Abzeichens verlieh jedoch seinem Stolz auf das erlittene Leid einen besonderen Ausdruck, wie er es für das Jahr 1918 ver-

akg-images/INTERFOTO/HERMANN HISTORICA GmbH



Verwundetenabzeichen
1918 in Schwarz, Mattweiß,
Mattgold.

merkte: »Ich heftete daher das Goldene Verwundetenabzeichen, das mir in diesen Tagen verliehen wurde, mit Recht an meine Brust.«

Im Jahre 1939 wurde das Verwundetenabzeichen erneut gestiftet, zunächst für Angehörige der Legion Condor, welche im spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatten (siehe hierzu auch Heft 2/2021) und ab 1. September 1939 für alle Wehrmachtangehörigen, die im Rahmen von Kriegshandlungen verwundet wurden. Die Verleihung der verschiedenen Stufen Schwarz, Silber und Gold orientierte sich an den Versehrtenstufen, aus denen sich auch Versorgungsansprüche ableiten ließen. So konnte ein Soldat bereits nach einer Verwundung das Abzeichen in Silber erhalten, »wenn die Verwundung zum Verlust einer Hand, eines Fußes, eines

Auges führte oder wenn sie völlige Taubheit oder an Taubheit grenzende Schwerhörigkeit zur Folge hatte. Es konnte ferner verliehen werden an Hirnverletzte und solche Kriegsbeschädigte, die abstoßend wirkende Entstellungen des Gesichts erlitten hatten. (Versehrtenstufe III)«.

Das Verwundetenabzeichen in Gold konnte ebenso bereits nach einer erstmaligen Verwundung verliehen werden, wenn durch die Verwundung die Versehrtenstufe IV erreicht wurde, beispielsweise beim Verlust mehrerer Gliedmaßen, bei vollständiger Erblindung oder schweren Hirn- und Rückenmarksverletzungen.

Nicht nur für Soldaten

Im Laufe des Krieges wurde der Kreis der möglichen Beliehenen für ein Verwundetenabzeichen von Hitler ständig erweitert. War er zu Beginn des Krieges auf Wehrmachtangehörige begrenzt, kamen später alle möglichen uniformierten Bereiche wie Reichsarbeitsdienst, Organisation Todt, Polizei, Reichsbahn und ausländische Freiwillige hinzu. Im Jahr 1943 ordnete Hitler darüber hinaus an, dass das Verwundetenabzeichen an alle Geschädigten verliehen werden konnte, die bei den zunehmenden Bombardierungen des Heimatkriegsgebiets verletzt wurden, also Männer, Frauen und Kinder jeden Alters. Diese

Entscheidung führte dazu, dass das Verwundetenabzeichen quasi zu einer Volksauszeichnung wurde und nicht mehr auf Militärangehörige beschränkt blieb.

In anderen Ländern wurden ähnliche Ideen für eine Verwundetenauszeichnung realisiert. Eine der bekanntesten stellt das US-amerikanische Purple Heart dar. Vorschläge und Anregungen für Verwundetenauszeichnungen gibt es regelmäßig in den Ländern, in denen man sich aktiv mit den Erfahrungen im Umgang mit Tod und Verwundung auch im Rahmen internationaler Stabilisierungseinsätze auseinandersetzt. In Österreich wurde bereits 1975 eine Verwundetenmedaille in zwei Klassen für Angehörige des Bundesheeres und für Exekutivbeamte gestiftet. Die Tschechische Republik stiftete 1997 für ihre Streitkräfte eine Versehrtenmedaille und Schweden folgte 2011 mit einer zweistufigen Medaille in Silber (für Verwundungen) und Gold (posthum an gefallene Soldaten). In Polen gibt es seit 2011 ebenfalls ein Verwundetenabzeichen in Form einer Bandspange mit einem aufgebrauchten Stern für jede erlittene Verwundung. Prinz Harry, der sich im Rahmen der von ihm ins Leben gerufenen Invictus Games für den Versehrtensport und die Anerkennung von Veteranen einsetzt, brachte 2016 eine Verwundetenmedaille nach dem Vorbild des amerikanischen Purple Heart für die britischen Streitkräfte ins Gespräch. Seitens der Generalität wurde dieser Vorschlag jedoch als »unbritisch« abgelehnt.

Auch in Deutschland flammt die Diskussion über eine Verwundetenaus-



Die Rotkreuzschwester Elfriede Wnuk 1942 mit neu verliehenem Eisernen Kreuz und Verwundetenabzeichen.

Ursprünglich stiftete George Washington das **Purple Heart** 1782 als Militärverdienstabzeichen für die neuen US-amerikanischen Streitkräfte. Allerdings wurde es seitdem nicht wieder vergeben.

1932 wurde es neugestiftet und konnte rückwirkend für Verwundungen seit dem 5. April 1917 verliehen werden. Erst im Jahre 1943 wurde eine durch Feindeinwirkung zugefügte Verwundung zum Alleinstellungsmerkmal dieser Auszeichnung. Auch an gefallene US-Soldaten wird das Purple Heart posthum verliehen.

In der amerikanischen Öffentlichkeit ist diese Verwundetenauszeichnung durch einen eigenen Gedenktag, zahlreiche Denkmäler und eine National Purple Heart Hall of Honor sehr bekannt und genießt großes Ansehen.

Auf dem Purple Heart ist das Portrait des Stifters George Washington sowie dessen Familienwappen zu sehen. Auf der Rückseite steht: »For Military Merit«.



Andy Dean/imageBROKER/Süddeutsche Zeitung Photo

zende des Bundes Deutscher Einsatz Veteranen (BdV) Bernhard Drescher lehnt so ein Vorhaben jedoch ohnehin ab: »Ein solches Abzeichen würde uns selbst jeden Tag unser Lebensproblem aufzeigen oder unser Stigma.« Er sieht die vorrangigen Aufgaben der Politik darin, die soziale Existenz der Einsatzverehrten sicherzustellen und deren Wertschätzung durch die Gesellschaft zu fördern. Die Beispiele zahlreicher anderer Staaten, insbesondere der USA, zeigen indes, dass die Auszeichnung verwundeter Soldaten die Veteranenkultur und die öffentliche Auseinandersetzung mit Tod und Verwundung im militärischen Dienst durchaus stärken kann.

Major Dr. Johannes-Paul Kögler lehrt Militärsgeschichte an der Offizierschule des Heeres Dresden.

Literaturtipps

Sabine Kienitz, Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923, Paderborn 2008.

Die Erfahrung des Krieges. Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Nikolaus Buschmann und Horst Carl, Paderborn 2001.

zeichnung für die Bundeswehr regelmäßig wieder auf. Dies geschah erstmalig mit der Häufung an Feuergefechten in Afghanistan und den dabei entstandenen Verlusten an Gefallenen und Verwundeten. Im Jahre 2010 schlug die verteidigungspolitische Sprecherin der FDP, Elke Hoff, die Stiftung eines Verwundetenabzeichens vor, um so »das

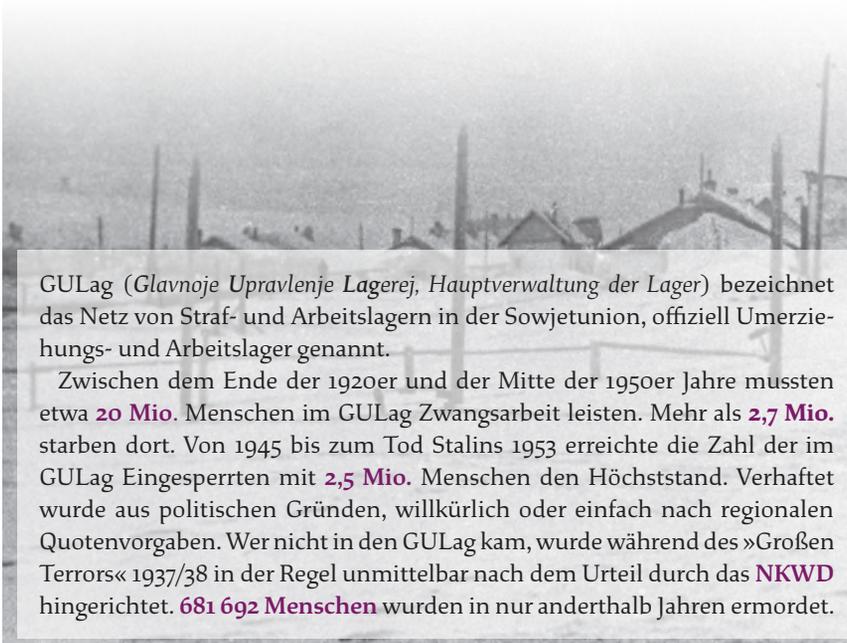
große Opfer der Soldaten« zu würdigen. Mit der noch im selben Jahr gestifteten Einsatzmedaille »Gefecht« wurde die Einführung eines eigenen Ehrenzeichens für Verwundete allerdings ausgeschlossen, da mit einer erfolgten Verwundung automatisch die Bedingungen zur Verleihung der Einsatzmedaille »Gefecht« erfüllt sind. Der Bundesvorsit-



Andrea Bienen/Bundeswehr

Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg zeichnete am 29. November 2010 Verwundete des Karfreitagsgefechts mit dem Ehrenkreuz der Bundeswehr für Tapferkeit in Gold und der Einsatzmedaille »Gefecht« aus. Vier Tage zuvor wurde die erste Einsatzmedaille »Gefecht« posthum an den gefallenen Hauptgefreiten Sergej Motz verliehen. Seine Mutter hat sie in Empfang genommen.

GULag

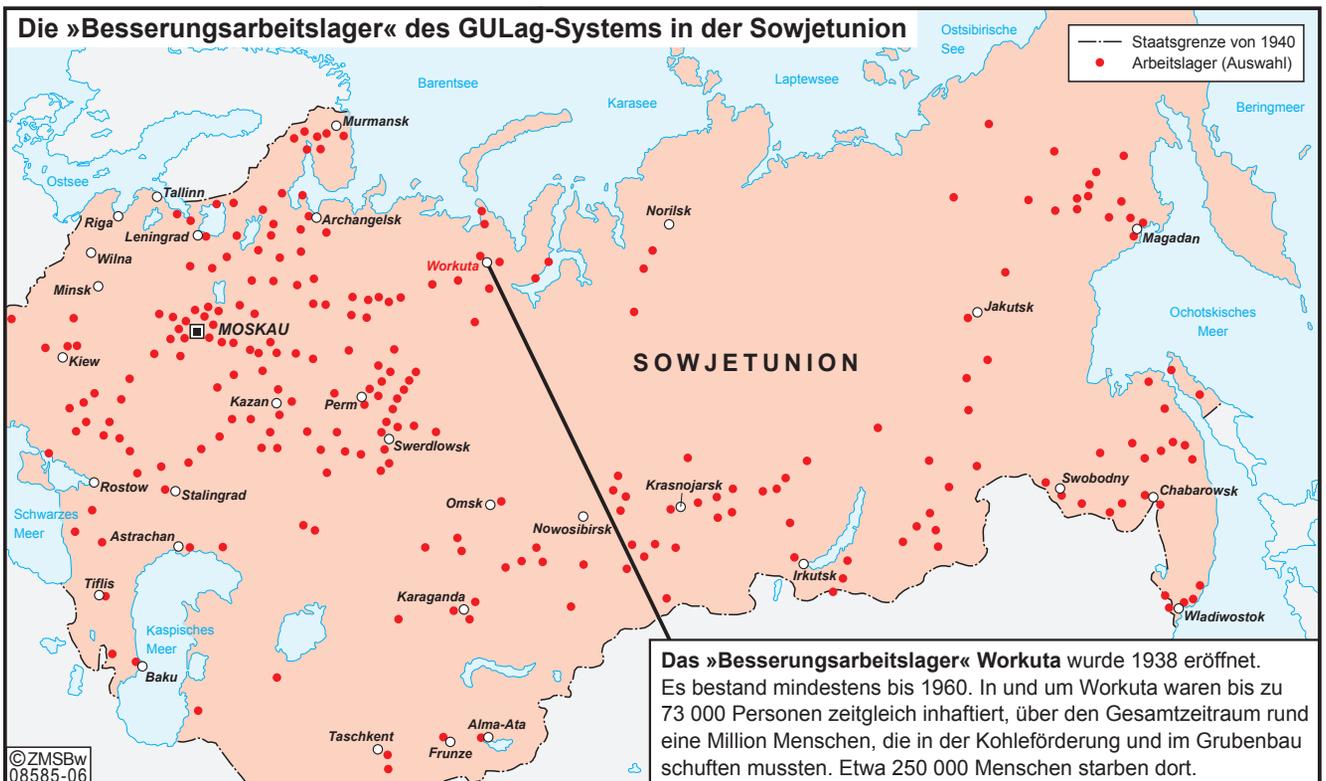


AKG

GULag (*Glavnoje Upravljenje Lagerej, Hauptverwaltung der Lager*) bezeichnet das Netz von Straf- und Arbeitslagern in der Sowjetunion, offiziell Umerziehungs- und Arbeitslager genannt.

Zwischen dem Ende der 1920er und der Mitte der 1950er Jahre mussten etwa **20 Mio.** Menschen im Gulag Zwangsarbeit leisten. Mehr als **2,7 Mio.** starben dort. Von 1945 bis zum Tod Stalins 1953 erreichte die Zahl der im Gulag Eingesperrten mit **2,5 Mio.** Menschen den Höchststand. Verhaftet wurde aus politischen Gründen, willkürlich oder einfach nach regionalen Quotenvorgaben. Wer nicht in den Gulag kam, wurde während des »Großen Terrors« 1937/38 in der Regel unmittelbar nach dem Urteil durch das **NKWD** hingerichtet. **681 692 Menschen** wurden in nur anderthalb Jahren ermordet.

Wachturm im Lager Workuta, um 1930/40



Sowjetische Geheimdienste

Die Namen wechselten, der **Terror** blieb

Tscheka (russ. Abk. **ВЧК**, gesprochen *WeTscheka*, *Außerordentliche Allrussische Kommission zur Bekämpfung von Konterrevolution, Spekulation und Sabotage*): Nach der Oktoberrevolution im Dezember 1917 von Feliks Dserschinski gegründeter erster Staatssicherheitsdienst Sowjetrusslands.

GRU (*Hauptverwaltung für Aufklärung*): Seit 1918 militärischer Nachrichtendienst der Roten Armee, der Sowjetunion und heute Russlands.

GPU, offiziell **OGPU** (*Vereinigte staatliche politische Verwaltung*): Seit 1922 in Nachfolge der **Tscheka** die Geheimpolizei der Sowjetunion, 1934 in **NKWD** umgewandelt. In den 1920er Jahren wurden jährlich **2000 bis 3000** Menschen hingerichtet, Anfang der 1930er Jahre bis zu **20 000**.

NKWD (*Volkskommissariat für innere Angelegenheiten*): Seit 1934 sowjetisches Innenministerium und Geheimpolizei; 1937/38 führte das **NKWD** den »Großen Terror« durch; 1946 in **MWD** (*Ministerium für innere Angelegenheiten*) umbenannt.

NKGB (*Volkskommissariat für Staatssicherheit*): Kurzzeitig 1941 und erneut ab 1943 aus dem **NKWD** ausgegliedert, 1946 in *Ministerium für Staatssicherheit* (**MGB**) umbenannt, nach Stalins Tod 1953 aufgelöst und bis 1954 wieder dem Innenministerium **MWD** unterstellt.

SMERSch (Akronym aus »*Smert' špionam!*« – »*Tod den Spionen*«): Weiterer militärischer Nachrichtendienst, 1943 vom **NKWD** gegründet, 1946 ins **MGB** eingegliedert.

KGB (*Komitee für Staatssicherheit*): 1954 bis 1991 Inlands- und Auslandsgeheimdienst.



Das KGB-Wappen verwies auf die Kontinuität zur Tscheka.

Mit Humor gegen den Terror

– auch wenn das Erzählen von Witzen ins Gefängnis führen konnte.

1937 treffen sich zwei sowjetische Richter vor dem Gerichtssaal. »Ich habe gerade den besten Witz aller Zeiten gehört.« – »Erzähl!« – »Nein, ich kann nicht, ich habe gerade einen Mann zu zehn Jahren im Gulag verurteilt, weil er ihn erzählt hat.«

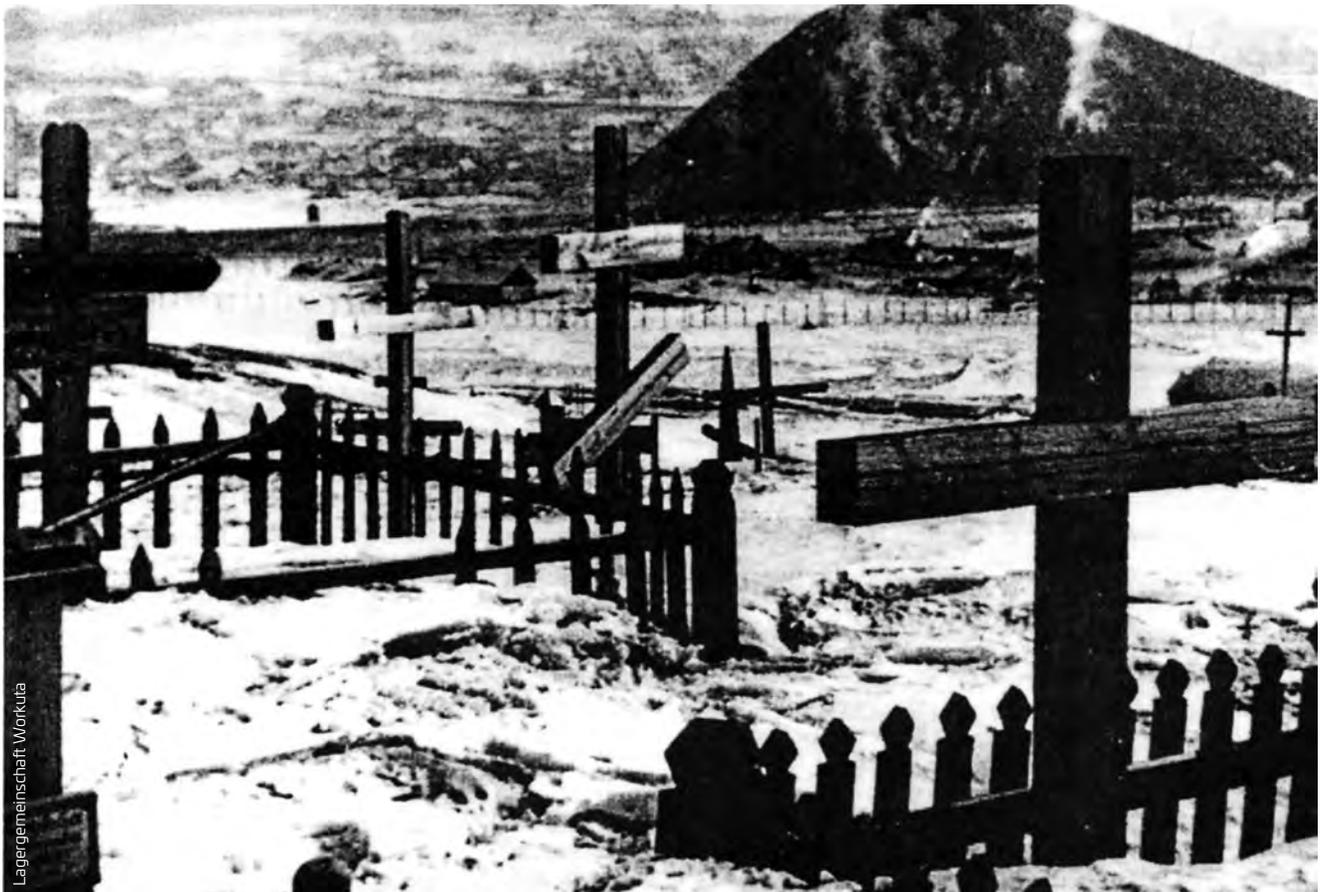
Was ist der Unterschied zwischen Stalin und Roosevelt? Roosevelt sammelt Witze, die Leute über ihn erzählen. Stalin sammelt Leute, die Witze über ihn erzählen.

»Hier überlebst Du nicht.«

Horst Hennig. Der Generalarzt, der aus dem GULag kam

Alexander Solschenizyns Hauptwerk »Der Archipel Gulag« machte ihn 1973 auch im Westen bekannt: den GULag, das sowjetische System der Arbeitslager am Polarkreis, in Sibirien und der kasachischen Steppe. Unter den dort Inhaftierten waren auch Deutsche: Kriegsgefangene und in der Sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR wegen politischer Opposition oder sogar rein willkürlich Verhaftete.

Von Klaus Storkmann



Lagergemeinschaft Workuta

Der Gefangenenfriedhof im Lager Workuta 1956. Im Hintergrund rechts die Schächte 9 und 10.



Horst Hennig als Student 1949, nach seiner Verhaftung 1950, nach fünf Jahren GULag 1955 und als Generalarzt 1981.

Der Osteuropahistoriker Felix Schnell arbeitete Gemeinsamkeiten, aber vor allem Unterschiede zwischen GULag und den KZs sowie Vernichtungslagern der Nationalsozialisten heraus: »Wenn der Holocaust als größtes Verbrechen aus dem Nationalsozialismus herausragt und gewissermaßen seine Essenz darzustellen scheint, so versinkt der GULag gewissermaßen in der Gewalt- und Terrorgeschichte des Stalinismus.« Der GULag war nicht als ein System von Vernichtungslagern konzipiert. Die Opfer seien spontan oder gezielt, einzeln vor Ort oder kollektiv im Wald erschossen worden, doch auch darin habe sich der GULag nicht von der sowjetischen Außenwelt unterschieden, konstatiert Felix Schnell in einem Aufsatz. Weit typischer als gezielter Mord sei das »Sterbenlassen durch Entkräftung und Unterernährung« gewesen. »Die Bolschewiki nahmen zwar den Tod von Millionen Häftlingen billigend in Kauf, die Funktion des GULag geht darin allerdings nicht auf. Und man darf nicht vergessen, dass dem Regime *außerhalb* des GULag kaum weniger Menschen zum Opfer fielen.« Im GULag habe, so Schnell, die Ausbeutung der Arbeitskraft im Zentrum gestanden, hinzu sei der ideologische Aspekt der politischen »Umerziehung« getreten.

Der GULag sei auch keine »Einbahnstraße« gewesen: »Es herrschte ein permanentes Kommen und Gehen, manchmal wurden aus Häftlingen sogar Wächter oder Funktionäre – und umge-

kehrt.« Solschenizyns Darstellung habe das Bild der sowjetischen Lager lange geprägt: Dort eingesperrte skrupellose Schwerekriminelle beherrschten den Lageralltag mit Billigung der Lagerleitung und unterdrückten und schikanierten die politischen Häftlinge. Ein verbrecherisches Regime habe sich in den Lagern auf Verbrecher gestützt. Dieses »ebenso subjektive wie holzschnittartige Bild« ist aber laut Schnell in der postsowjetischen Zeit etwas relativiert worden. Fak-

Gib mir nur den Menschen, den Paragrafen für ihn finde ich schon.

(Russisches Sprichwort)

tisch waren die Wärter »Herren über Leben und Tod«. Da aber den Kriminellen »das Messer locker saß, lebten die Wachmannschaften ebenfalls gefährlich und zogen sich nachts in der Regel aus dem Lager zurück«. Die Arbeit war hart, das Klima am Polarkreis im Winter unerträglich. Die Verpflegung war schlecht und reichte nicht aus, den Kalorienbedarf zu decken. Hunger sei eine Waffe in der Hand der Lagerleitungen gewesen. Essensrationen wurden nach Arbeitsleistungen zugeteilt. Faktisch sei dies ein »Todesurteil auf Raten für Kranke und

Schwächere und eine Chance für Stärkere und Skrupellosere« gewesen, so Schnell. Flucht war nahezu sinnlos. Die Überlebenschancen in den Weiten der Nordpolarregion tendierten gegen null.

Unter den dort Inhaftierten waren auch Deutsche: Kriegsgefangene, auch (aber bei Weitem nicht nur) solche, denen Kriegsverbrechen vorgeworfen wurden. Hinzu kamen in SBZ und DDR wegen politischer Opposition oder sogar rein willkürlich Verhaftete.

Wenn die tatsächlichen oder konstruierten »Beweise« ausreichten oder unter der Folter »Geständnisse« unterschrieben wurden, stellte man die Verhafteten noch auf deutschem Boden vor ein sowjetisches Militärtribunal (SMT). Der Historiker Andreas Hilger zählt zwischen 1945 und 1955 mindestens 35 000 Urteile der SMT über deutsche Zivilisten. Wie viele Todesurteile gefällt wurden, ist nicht genau bekannt. In der Regel endeten die Schnellverfahren ohne Verteidiger nach rund 20 Minuten mit Haftstrafen von bis zu 25 Jahren oder lebenslang.

Protest für freie Wahlen

Einer der zu 25 Jahren Lagerstrafe Verurteilten war der 23-jährige Horst Hennig, Student der Medizin an der Universität Halle an der Saale. Geboren 1926 im Mansfelder Land, ging Horst Hennig 1940 mit 14 Jahren als Freiwilliger an die Unteroffiziersvorschule in Marienberg im Erzgebirge. Im Februar 1945 geriet

Hennig bei Bitburg in amerikanische Kriegsgefangenschaft. 1948 begann er sein Medizinstudium in Halle nahe seiner Heimat. Anfang 1950 protestierte er mit Kommilitoninnen und Kommilitonen gegen undemokratische Studentenratswahlen. Er wurde denunziert, verhaftet und vor ein sowjetisches Militärtribunal in Halle gestellt. Das Urteil nach Artikel 58 des Strafgesetzbuches der Russischen Sowjetrepublik: 25 Jahre Haft wegen »konterrevolutionärer Handlungen«, verschärfend kam nach Artikel 58-6 der Spionagevorwurf hinzu. Später erinnerte sich Hennig:

»Die Tage wurden dunkler, irgendwann verschwanden die Bäume, die Fensterluken vereisten.« Hennigs Transport endete in Workuta, bei minus 30 Grad Celsius. Ihn erfasste ein Gedanke: »Hier überlebst Du nicht.« In den Baracken angekommen, kämpften die Gefangenen gegeneinander um die Reste ihrer Kleidung.

Dort am Polarkreis traf Hennig auf andere deutsche Gefangene, neue wie er und schon seit Jahren dort eingesperrte Kriegsgefangene. Er traf auch auf sowjetische Soldaten, die in deutscher Kriegsgefangenschaft gewesen waren – und

täglichen Widerstand im Kleinen gegen die Bewacher und die Lagerleitung. Hennig erinnerte sich mit größtem Respekt an die Balten, Polen und Ukrainer.

Stalins Tod im März 1953 erschütterte die kommunistische Welt, auch die Lager. Neu angekommene Häftlinge aus Kasachstan protestierten gegen die durch falsche Versprechungen erreichte »freiwillige« Fahrt nach Workuta. Dies und die auch im Lager in der *Pravda* zu lesende Meldung über die Verhaftung des Geheimdienstchefs und bis dahin wahrscheinlichen Stalin-Nachfolgers Lawrenti Beria waren der Auslöser eines

Streiks, der zum Aufstand wuchs. Die Forderungen der Häftlinge: Lockerungen des Lagerregimes, Aufklärung über Willkür, Folter und Misshandlungen, Überprüfung und Aufhebungen der Urteile. Eine Kommission aus Moskau reiste an, scheinbar zu Verhandlungen. Die Lagerleitung verhandelte nicht. Am Morgen des 1. August 1953 umstellten Innenministeriumstruppen das Lager. Einer letzten Aufforderung, zur Arbeit zu gehen, kamen etwa 20 der 3000 Insassen nach. Hennig erinnerte sich im Zeitzeugengespräch mit dem Verfasser, er habe in Vorahnung des Kommenden seinen



Einige Tage später und noch »doppelt und dreifach – ohne Erfolg – niedergeprügelt« ging der Transport nach Osten. »Vom Bahnhof Brest-Litowsk wurden wir mit den üblichen Verwünschungen und Drohungen in ein Zuchthaus transportiert und unter Einsatz der bissigen Hunde mit dem Gesicht zur Wand gestellt.« Er bemerkte, »wie hinter unserem Rücken die aneinander gefesselten Todeskandidaten, jeweils mit einem groben Sack über Kopf und Oberkörper, vorbeigeführt wurden.« Nach Moskau ging die Fahrt in nördlicher Richtung.

überlebt hatten. Nach der Repatriierung schickte Stalin sie gleich weiter in die eigenen Lager. Sie galten pauschal als schuldig, mit dem Feind kollaboriert zu haben.

Aufstand in den Lagern

Die stärksten Gruppen in Workuta bildeten die Balten, Polen und Ukrainer. Sie waren gut organisiert und kampferfahren – entscheidend im Kampf ums tägliche Überleben. Ihr Zusammenhalt in den Lagern war groß und sie leisteten

Mitgefangenen dringend geraten, sich nicht in die ersten Reihen der Streikenden zu stellen. Karl Schmid habe geantwortet: »Nein, lass nur, ich kann hier alles gut übersehen.« Hennig stand in siebenter Reihe. Als der erste Schuss fiel, hechtete er in eine Mulde links der Straße. Auf ihm liegend verblutete der lettische Pfarrer Janis Mendriks. Der Aufstand forderte allein in seinem Lager 64 Tote und 123 Verletzte, der Aufstand von Workuta insgesamt 481 Menschenleben. Aus seinem direkten Umfeld starben zwei junge Deutsche: Wolfgang

Jeschke, 21 Jahre, und Hans-Gerd Kir­sche, 24 Jahre, sowie Karl Schmid aus Öster­reich, 48 Jahre. Und doch, so erin­nert sich Hennig: »An diesem Tag erran­gen wir zwar keinen Sieg, trugen aber zur beginnenden Auflösung der GULag-Zwangsarbeitslager in der Sowjetunion bei.«

Nachdem die Aufstände niederge­schlagen worden waren, verbesserten sich die Lebensbedingungen im GULag. Das politische Tauwetter der Entstalinisierung erreichte auch die Lager. Im März 1955 wurde Hennig mit anderen Deutschen ins Kriegsgefangenenlager Rewda bei Swerdlowsk (heute wieder Jekaterinburg) verlegt.

Die deutsche Hymne im Lager

Am 21. August 1955 spielte die west­deutsche Fußballnationalmannschaft als amtierender Weltmeister in Moskau gegen die sowjetische. Das Spiel wurde über Lautsprecher im Lager Rewda übertragen, nicht nur das Spiel, auch die Nationalhymnen vorab. Was es für die Deutschen bedeutete, die deutsche Hymne zu hören, kann nur ermessen, wer Horst Hennigs Erinnerung an diesen Moment hörte. »Wenn sie schon unsere Hymne spielen, dann werden wir doch bald nach Hause kommen«, gab Hennig seine und seiner Kamera­den Hoffnung im Zeitzeugengespräch mit dem Verfasser wieder. Die Hoffnung trog nicht. Erst kamen Fritz Walter und seine Mannschaft nach Moskau, rund zwei Wochen später flog Bundeskanzler Konrad Adenauer dorthin. Ein Verhandlungspunkt waren die noch knapp 10 000 deutschen Kriegsgefangenen sowie rund 20 000 von den SMT Verurteilten aus SBZ und DDR in sowjetischer Gefangenschaft, deren Freilassung Adenauer erreichte. Die »Heimkehr der Zehntausend« galt lange Zeit als die größte Leistung Adenauers. Die ebenfalls freigelassenen 20 000 SMT-Verurteilten Mittel- und Ostdeutschen gingen aber in der damaligen und späteren Wahrnehmung in Westdeutschland unter. Die Freigelassenen hatten die Wahl, in welchen der beiden deut­schen Staaten sie gehen wollten. Viele,

deren Heimat nun auf dem Gebiet der DDR lag, gaben aber Adressen in West­deutschland an, in der Hoffnung, in die Bundesrepublik entlassen zu werden. Dafür verzichteten viele sogar auf die Rückkehr zu ihren Familien.

Einer von ihnen war Horst Hennig. Er kam am 15. Dezember 1955 am Bahnhof Zoo in West-Berlin an, nur mit dem, was er am Leibe trug, und in der Hand die Adresse der Familie eines Mitgefange­nen als erste Anlaufstelle. Hennig hatte noch einen zweiten Zettel. Darauf stan­den Namen und Adressen von in Wor­kuta verstorbenen Mitgefange­nen. Ihnen wollte Hennig einen letzten Dienst erweisen und ihre Familien verständigen. Später setzte er in Köln und Frei­burg sein Medizinstudium fort. 1962 trat er in den Sanitätsdienst der Bundeswehr ein. 1980 wurde er zum Generalarzt be­fördert, 1983 pensioniert.

1993 beantragte Dr. Hennig die Aufhe­bung seines Urteils durch die nunmehrige russische Justiz. Die Generalstaats­anwaltschaft der Russischen Föderation rehabilitierte ihn und andere Verurteilte. Von 10 500 Anträgen deutscher Staats­bürger wurden 95 Prozent positiv be­schieden.



Tristesse in der ehemaligen GULag-Stadt Workuta. 200 km nördlich des Polarkreises liegt selbst im Sommer Schnee.

Für die Erschossenen des Aufstandes von Workuta weihte der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge 1995 eine Gedenkstätte ein. Horst Hennig reiste dazu wieder nach Workuta. Uner­müdlich arbeitete er daran, die Erinne­rung an das Lager und seine dort ums Leben gekommenen Leidensgenossen wach zu halten: »Erinnern statt Verdrängen« war sein Credo bis ins hohe Alter. Dr. Horst Hennig verstarb im Mai 2020 im Alter von 93 Jahren.

Oberstleutnant Dr. Klaus Storkmann ist Projektbereichsleiter im Forschungs­bereich Militär­geschichte nach 1945 im ZMSBw.

Literaturtipps

Sowjetische Verbrechen und russische Erinne­rung. Orte – Akteure – Deutungen. Hrsg. von Jörg Ganzenmüller und Raphael Utz, Berlin, Bosten 2014.

Jörg Baberowski, *Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt*, München 2012.

Erinnern statt Verdrängen. Horst Hennig – Erlebtes in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Gerald Wiemers, Leipzig 2016.

Der Vertrag von Rapallo

16. April 1922

Am 16. April 1922 schlossen das Deutsche Reich und die Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik einen Vertrag, der die Grundlage für eine Neuausrichtung ihres bilateralen Verhältnisses bilden sollte. Vier Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges kamen sie darin überein, auf gegenseitige Zahlungen für Kriegsschäden zu verzichten. Darüber hinaus sollten die diplomatischen Beziehungen wiederaufgenommen sowie Handels- und Wirtschaftsbeziehungen intensiviert werden. Die Nachricht vom Vertragsabschluss kam äußerst überraschend. In Großbritannien und Frankreich verbreitete sich die Furcht vor ei-

nem gegen den Westen geschlossenen Bündnis. Der Vertrag enthielt zwar keine Bestimmungen über eine militärische Zusammenarbeit, doch ebnete er der Kooperation auch auf dem Gebiet der Geheimrüstung den Weg, die verdeckt aus dem Etat des Reichswehrministeriums finanziert wurde. Die Reichswehrführung verfolgte das Ziel, die militärischen Beschränkungen des Versailler Vertrages zu unterlaufen. So wurden in Russland geheime Truppschulen gegründet, in denen Soldaten beider Staaten in der Nutzung von Panzern, Flugzeugen und Giftgas ausgebildet wurden. Nachdem der Vertrag um das Jahr 1932 durch die veränderte außen-

politische Lage an Bedeutung verloren hatte, wurde die militärische Zusammenarbeit infolge der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler beendet. Nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich die Bundesrepublik Deutschland zu einem der wichtigsten Partner der westlichen Staatengemeinschaft. »Rapallo« als Chiffre für eine deutsch-russländische Zusammenarbeit – auch gegen westliche Interessen – blieb jedoch erhalten und erfuhr im Zusammenhang mit der Erdgas-Pipeline Nord Stream 2 eine neuerliche Aktualisierung.

Dennis Werberg

Erste US-Bomben auf Japan (»Doolittle-Raid«)

18. April 1942

Sie war neu, hatte zwei Triebwerke und war leicht. Sie eignete sich zum ersten Bombenabwurf auf Japan als Vergeltung für Pearl Harbor und zur Schwächung der japanischen Moral: die North American B-25B *Mitchell*. Ihre Reichweite schloss aber einen Start von

US-Flugplätzen aus. Daher sollten die Bomber von Bord eines Flugzeugträgers abheben, Japan bombardieren und in China landen. Der Rekordflieger Oberstleutnant James H. Doolittle plante den Einsatz und stellte ein Team aus 16 Besatzungen zusammen. Alles »Überflüssige« wurde ausgebaut, sogar die Bordwaffen, um vom Deck eines Trägers zu starten.

Am 2. April stach der Flugzeugträger USS *Hornet* mit den sich an Deck befindlichen Bombern und vier 227-kg-Bomben pro Maschine in See. Am 18. April gelang der Start, 1100 km von Japan entfernt. Das Bomberment traf Tokio, Yokohama und Nagoya und

verursachte ca. 50 Tote und 400 Verletzte. Die Bomber verließen mit wenig Treibstoff Japan. Eine Maschine landete in der Sowjetunion, vier Flugzeuge stürzten kurz vor bzw. an der chinesischen Küste ab, es gab drei Tote. Elf Besatzungsmitglieder sprangen mit dem Fallschirm ab. Die meisten wurden von den Chinesen versteckt, acht jedoch gerieten in japanische Gefangenschaft, drei von ihnen wurden hingerichtet, einer starb in japanischem Gewahrsam. Die USAAF verlor 16 Maschinen, es gab sieben Tote und vier verblieben in Kriegsgefangenschaft. Doolittle selbst wurde zum Brigadegeneral befördert, erhielt die Medal of Honor und wurde 1944 Oberbefehlshaber der 8. amerikanischen Luftflotte.

Der »Doolittle-Raid« verursachte vergleichsweise wenig Schäden, sorgte aber für eine Stärkung der amerikanischen Kampfmoral.

Harald Potempa



B-25B *Mitchell* auf dem Flugzeugträger USS *Hornet*, 1942.

Gründung Baden-Württembergs

25. April 1952

Die historischen Länder Württemberg und Baden wurden 1945 jeweils in einen Nord- und Südteil getrennt. Grund war deren Zuordnung zu zwei Besatzungszonen. Die Amerikaner legten Wert darauf, die Autobahn von Karlsruhe bis Ulm komplett in ihrer Zone zu haben. Die Franzosen erhielten die Kreise südlich derer, durch die die heutige A8 führte. In diesem Gebiet schufen sie die Länder Baden (auch Südbaden genannt) und Württemberg-Hohenzollern. Die Amerikaner machten es sich einfacher und bildeten nur ein Land: Württemberg-Baden. Die Württemberger wollten immer ein

neues großes, zunächst Südweststaat genanntes Bundesland bilden – gegen den Willen der Mehrheit der Badener. Bei der Abstimmung am 9. Dezember 1951 stimmten beide Teile Württembergs mit über 90 Prozent für die Vereinigung, in Nordbaden 57 Prozent. In Südbaden waren hingegen nur 38 Prozent dafür. Dennoch verloren die Badener. Denn die Württemberger hatten vorgesorgt: Statt die historischen zwei Länder getrennt zu zählen, reichte die Mehrheit im Ganzen und zusätzlich in drei der vier Abstimmungsgebiete. Am 25. April 1952 trat die verfassungsgebende Landesversammlung in Stuttgart zu-

sammen und wählte den FDP-Politiker Reinhold Maier zum ersten Ministerpräsidenten. Die nun ehemalige badische Landesregierung hatte zuvor Verfassungsbeschwerde eingereicht. Das Bundesverfassungsgericht gab ihr Recht und entschied 1956, im Land Baden habe keine Mehrheit vorgelegen, die Abstimmung sei daher dort zu wiederholen. Aber erst 14 Jahre später, 1970, durften die Badener erneut abstimmen – und bestätigten nun mit 82 Prozent das Land Baden-Württemberg.

Klaus Storkmann

Erste Wehrpflichtige der Bundeswehr

1. April 1957

Nach dem Zweiten Weltkrieg war heftig umstritten, ob die neu aufzustellenden Streitkräfte der Bundesrepublik aus einer Wehrpflicht- oder einer Freiwilligenarmee gebildet werden sollten. Am 7. Juli 1956 verabschiedete der Bundestag schließlich das Gesetz zur Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht.

Ein Grund war die zu diesem Zeitpunkt geplante Truppenstärke der Bundeswehr. Der NATO sollten zwölf Heeresdivisionen und insgesamt eine halbe Million Soldaten unterstellt werden. Es war absehbar, dass eine solche Zahl allein auf der Basis freiwilliger Verpflichtungen nicht zu erreichen sein würde. Ein zweiter Grund war das Bestreben, die neu aufgestellten Streitkräfte eindeutig in die Gesellschaft zu integrieren. Vor allem sollte keinesfalls ein »Staat im Staate« entstehen können. Der Wehrdienst als Verankerung der Bundeswehr in der Gesellschaft war eines der Mittel

der Wahl, eine solche Entwicklung zu verhindern.

Am 1. April 1957 rückten die ersten 10 000 Wehrdienstleistenden in die Kasernen ein. Neun Monate später, am 16. Januar 1958, traten auch die ersten Wehrpflichtigen bei Luftwaffe und Marine ihren Dienst an. Eingezogen wurden nun alle deutschen Männer ab 18 Jahren. Die Dauer des Wehrdienstes betrug anfänglich zwölf Monate, steigerte sich bis 1972 auf achtzehn Monate, um letztlich im Jahr 2010 auf nur noch

sechs Monate abzusinken. Von Beginn an war es auch möglich, den Dienst an der Waffe aus Gewissensgründen zu verweigern. Als Ausgleich musste Zivildienst geleistet werden, wobei zunächst nur wenige von dieser Möglichkeit Gebrauch machten. Bis zum Jahr 2010 haben acht Millionen Menschen Wehrdienst bei der Bundeswehr geleistet. Seit März 2011 wird der Wehrdienst nur noch freiwillig absolviert.

Cornelia Juliane Grosse

Einkleidung der ersten Wehrpflichtigen, 1957.



The Empire strikes back

Der Falklandkrieg 1982

Vor vierzig Jahren eskalierte der Konflikt um die Falklandinseln zwischen dem Vereinigten Königreich und Argentinien. Auf die argentinische Invasion reagierte London mit einer riskanten Operation im Südatlantik, 8000 km entfernt von den Heimatbasen. Mit der Rückeroberung der Inselgruppe behauptete Großbritannien seine Rolle als eine der führenden Mächte im Kalten Krieg.

Von Frank Hagemann

Im April 1982 geriet eine kleine, kaum bekannte Inselgruppe im südlichen Atlantik überraschend in den Blickpunkt der Weltöffentlichkeit: die Falklandinseln (spanisch: Malvinas). Das britische Überseegebiet fristete bis dahin ein Schattendasein am Rande der bewohnten Welt. Argentinien beanspruchte seit 1833 die etwa 400 km ostwärts seiner Küste gelegene Inselgruppe.

In den frühen Morgenstunden des 2. April schuf die Regierung in Buenos Aires neue Fakten. Hunderte argentinische Soldaten besetzten die Inselgruppe mit ihrem Hauptort Stanley sowie einen Tag später auch das 1400 km ostwärts gelegene Südgeorgien. Die in Stanley stationierten 68 britischen Soldaten leisteten kurzen, aber heftigen Widerstand, bevor sie sich gegen 9:30 Uhr Ortszeit ergaben. Die Militärjunta in Buenos Aires erwartete keine militärische Reak-

8. Juni 1982: Nach einem argentinischen Luftangriff auf das Landungsschiff RFA *Sir Galahad* (brennend im Hintergrund) werden britische Überlebende von ihren Kameraden in Bluff Cove, Ostfalkland, an Land gebracht.



tion Londons. Sie ging vielmehr davon aus, durch den schnellen Erfolg ihr Gewaltregime innenpolitisch stabilisieren zu können.

Die Besetzung der Falklandinseln schreckte die Weltöffentlichkeit auf. Bereits einen Tag später verurteilte der UN-Sicherheitsrat die argentinische Invasion und forderte beide Konfliktparteien zu einer friedlichen Lösung auf. Zu diesem Zeitpunkt war offen, wie London reagieren würde.

Auf dem Weg in den Krieg

Der von den meisten Ministern und Beratern bevorzugten diplomatischen Lösung stand Premierministerin Margaret Thatcher skeptisch gegenüber. Sie

sah zwar die großen Risiken, die mit dem Militäreinsatz verbunden waren. Mehr noch sorgte sie sich aber um die innenpolitischen Folgen eines Nachgebens: Ein öffentlicher Empörungsturm könnte in diesem Fall ihre Regierung schnell aus dem Amt fegen. Das Land, das sich bislang als militärische Großmacht sah, würde über Nacht ein anderes sein.

Die erste Lagebeurteilung zu einer möglichen Rückeroberung der Falklands fiel äußerst pessimistisch aus. Lediglich der Chef des Admiralstabs (der »Erste Seelord«), Admiral Sir Henry Leach, bestärkte Thatcher in ihrer Haltung und erklärte ihr, an seinen politischen und militärischen Vorgesetzten vorbei, dass eine Landungsoperation

zwar äußerst schwierig, aber durchführbar sei.

Am 3. April musste sich die Premierministerin in einer Sondersitzung des Unterhauses der geballten öffentlichen Empörung stellen. Thatcher verkündete ihren Willen, die Falklandinseln zurückzuerobern, wenn Argentinien eine Rückgabe verweigern sollte. In Buenos Aires hielt man dies zunächst für einen Bluff.

Großbritannien gelang es in den nächsten Tagen, einige Vorteile auf dem diplomatischen Parkett zu erlangen: Frankreich setzte am 3. April seine für Argentinien wichtigen Rüstungsexporte aus; sechs Tage später verhängte die Europäische Gemeinschaft umfangreiche Wirtschaftssanktionen. Am wichtigsten war jedoch, dass sich die britische Regierung den Beistand der USA sicherte. Die logistische Unterstützung durch die US-Streitkräfte, einschließlich der Mitnutzung des US-Stützpunktes auf der britischen Insel Ascension, war von entscheidender Bedeutung für die britische Operationsplanung.

Argentinische Operationsplanung

Parallel zu den Bemühungen um eine friedliche Beilegung des Konfliktes begannen die Vorbereitungen auf eine militärische Auseinandersetzung im Südatlantik. Die argentinische Operationsplanung stützte sich im Kern auf die Bildung von drei Abwehrriegeln zu Lande, zu Wasser und in der Luft.

In der ersten Verteidigungslinie befanden sich die Luftstreitkräfte mit etwa 120 verfügbaren Kampfflugzeugen, darunter auch 60 leistungsfähige Jagdbomber. Einige waren mit hochmodernen Seeziel-Flugkörpern AM39 *Exocet* ausgerüstet. Etwa 80 Maschinen waren an der Südküste des argentinischen Festlands disloziert. Die Flugplätze auf den Falklandinseln konnten lediglich von 30 leichten Erdkampfflugzeugen, einigen weiteren leichten Transportfliegern und 27 Hubschraubern genutzt werden.

Die argentinische Marine bildete mit drei Kampfgruppen die zweite Verteidigungslinie. Die erste formierte sich um den Flugzeugträger ARA *Veinticinco de*



PA Images/Alamy Stock Foto

Mayo mit seinen Jagdbombern des Typs A-4 Skyhawk. Die zweite Kampfgruppe führte der Kreuzer ARA General Belgrano an, in der zwei Zerstörer mit MM38-Exocet-Seeziel-Flugkörpern ausgestattet waren. Auch die dritte Kampfgruppe aus Fregatten französischer Bauart verfügte über MM38. Hinzu kamen zwei einsatzbereite U-Boote.

Auf den Falklandinseln waren Landstreitkräfte in einer Stärke von etwa 13 000 Soldaten stationiert. Drei verstärkte Heeresbrigaden, zwei Marineinfanteriebataillone und vier Kompanien

Spezialkräfte stellten den Hauptteil der Truppen. Diese bildeten den dritten und letzten Verteidigungsriegel. Eine amphibische Landung sollte durch den kombinierten Einsatz der argentinischen Luft- und Seestreitkräfte bereits im Seegebiet nordöstlich der Inselgruppe unterbunden werden.

Die Briten bildeten eine Task Force aus fast allen Kräften, die für einen Einsatz im Südatlantik verfügbar waren. Die Außerdienststellung des Flugzeugträgers HMS Hermes wurde kurzerhand verschoben. Er lief am 5. April gemeinsam

mit dem neuen Flugzeugträger HMS Invincible in Richtung Ascension aus. Ab Anfang April verlegten auch andere Kriegsschiffe und Truppentransporter in den Südatlantik. Wegen fehlender militärischer Transportkapazitäten wurden 68 zivile Schiffe unter Vertrag genommen. Auf Ascension richteten die Briten eine vorgeschobene Nachschubbasis ein und stationierten dort Langstreckebomber, Jagdflugzeuge sowie Transport- und Aufklärungsflugzeuge.

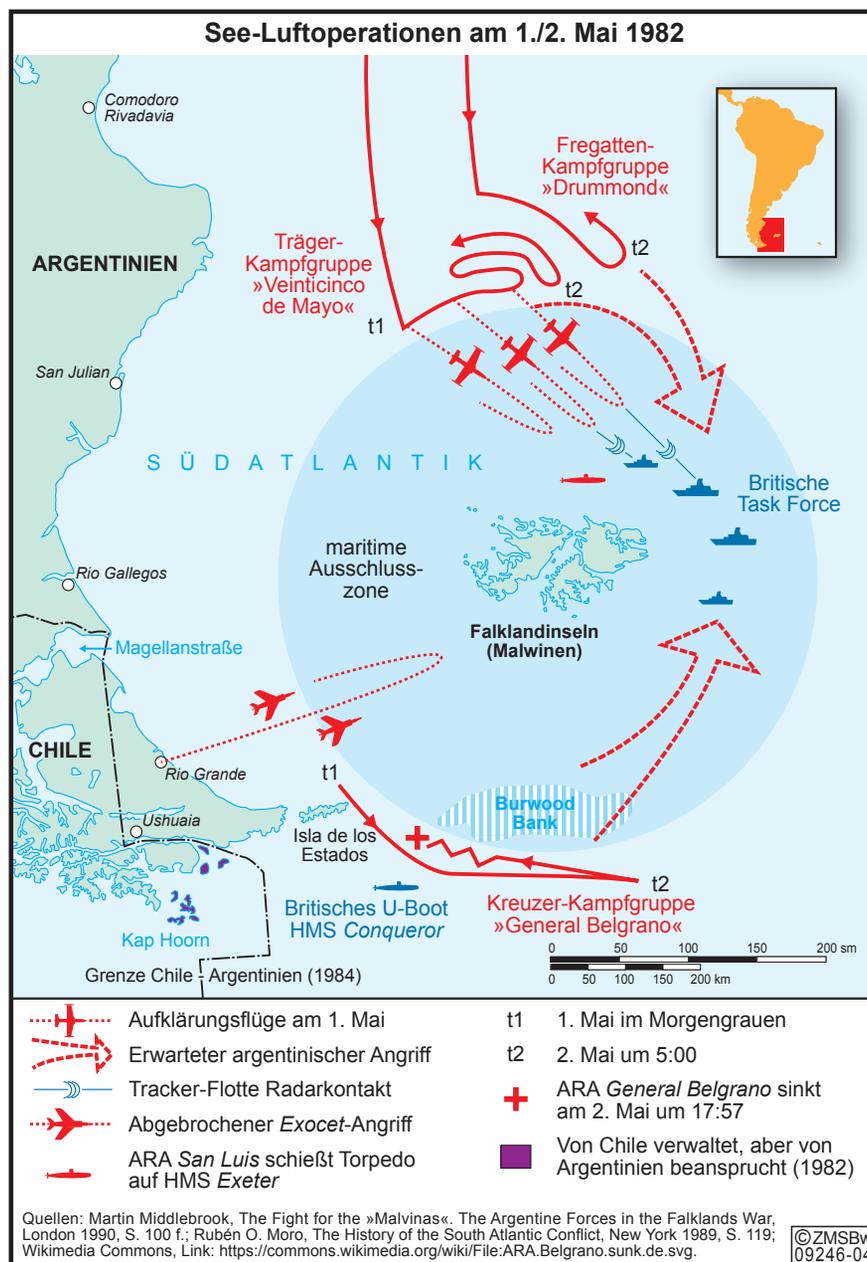
Die britische Operation »Corporate«

Mitte April waren die britischen Planungen zur Rückeroberung der Falklandinseln und von Südgeorgien weit vorangeschritten. Drei nuklearbetriebene U-Boote eilten vor der eigenen Task Force dorthin, um argentinische U-Boote aufzuklären und zu bekämpfen. Ihnen folgte die Flugzeugträgerkampfgruppe.

Die Briten setzten auf die Luftabwehr raketen ihrer Schiffe als guten Schutz vor den argentinischen Kampffjets. Die 28 eigenen trägergestützten Kampfflugzeuge vom Typ Harrier waren im Schwerpunkt für Angriffe auf den Flugplatz von Stanley und argentinische Stellungen vorgesehen. Ziel der See- und Luftoperationen war die Vorbereitung einer Landung an der Küste Ostfalklands.

Drei Bataillone der Royal Marines sollten die Speerspitze des Angriffs bilden. Sie wurden verstärkt durch zwei Fallschirmjägerbataillone, Flugabwehr und Spezialkräfte des Special Air Service. Rund 7000 Soldaten unter Führung der 3. Kommandobrigade der Royal Marines waren für die Landungsoperation vorgesehen. Unter dem Eindruck argentinischer Truppenverstärkungen entschied sich London jedoch, die 5. Infanteriebrigade des Heeres mit drei weiteren Bataillonen und Unterstützungstruppen zusätzlich zu den Falklandinseln zu entsenden. Damit standen insgesamt etwa 11 000 Soldaten für die Landoperation zur Verfügung.

Beide Seiten wussten: Für einen Erfolg der britischen Operation war aus-



Argentinische Seeleute in Rettungsflößen vor dem sinkenden Kreuzer *General Belgrano*, 2. Mai 1982. Die britische Presse feierte die Versenkung euphorisch: »Gotcha. Our lads sink gunboat and hole cruiser«, titelte die *Sun*.



picture alliance / ASSOCIATED PRESS |

reichende Luftunterstützung eine unabdingbare Voraussetzung. Der Vorteil lag hier zunächst eindeutig bei Argentinien. Auch den Briten war klar, dass der Verlust von einem Flugzeugträger das Scheitern der gesamten Operation zur Folge hätte. Die argentinische Führung wollte den Kampf gegen die britische Task Force daher mit massiven Luftangriffen eröffnen. In der zweiten Phase sollten zusätzlich räumlich und zeitlich abgestimmte Angriffe der Überwasserseinheiten und U-Boote erfolgen. Der britische Angriff sollte möglichst schon abgewehrt werden, bevor die amphibische Gruppe der Task Force überhaupt in Reichweite der Falklandinseln gelangen konnte.

Krieg im Südatlantik

Aus politischen Gründen verzichteten beide Seiten auf eine formale Kriegserklärung. Im Laufe des April richteten Großbritannien bzw. Argentinien »Ausschlusszonen« in einem Gebiet 200 sm rund um die Falklandinseln und Südgeorgien sowie in den Küstengewässern 200 sm vor dem argentinischen Festland ein. Damit sollten die Sicherheit des

neutralen Luft- und Seeverkehrs und gleichzeitig völkerrechtliche Klarheit für den bewaffneten Einsatz der eigenen Streitkräfte gewährleistet werden.

Die Briten eroberten am 25. April das schwach besetzte Südgeorgien zurück. 190 Argentinier ließen sich widerstandslos gefangen nehmen, darunter auch die Besatzung des von Marinehubschraubern schwer beschädigten U-Bootes *ARA Santa Fe*.

Auf den Falklandinseln war Argentinien in der Luft und am Boden der britischen Task Force eindeutig überlegen. Lediglich bei den Seestreitkräften besaßen die Briten einen leichten Vorteil. Das reichte allerdings bei weitem nicht aus, um die argentinische Luftüberlegenheit von ca. 120 zu 40 Kampfflugzeugen ausgleichen zu können.

Die Briten begannen ihre Angriffe zur Rückeroberung der Falklandinseln am 1. Mai. Mehrere *Harrier* und ein *Vulcan*-Langstreckenbomber bombardierten Ziele bei Stanley und Goose Green. Kurz danach eröffneten britische Kriegsschiffe mit ihren Geschützen das Feuer auf argentinische Stellungen.

Der Gegenschlag der Argentinier auf die Royal Navy erfolgte mit über

40 Kampfflugzeugen in mehreren Wellen. Vier Maschinen gingen verloren, während sich die britischen Schiffe mit Höchstfahrt ostwärts absetzten. In den späten Abendstunden klärte die argentinische Trägerkampfgruppe Teile der britischen Task Force in 300 sm Entfernung auf. Die *A-4 Skyhawks* konnten jedoch wegen zu schwachen Windes nicht starten. Gleichzeitig befand sich die argentinische Kampfgruppe um den Kreuzer *General Belgrano* südlich der Falklandinseln.

Die Versenkung der *General Belgrano*

Das britische U-Boot *HMS Conqueror* beschattete die *General Belgrano* etwa 30 sm außerhalb der Ausschlusszone. Trotzdem erhielt die *Conqueror* aus London den Befehl zum Angriff. Am 2. Mai um 19:00 Uhr feuerte das U-Boot auf kurze Distanz drei Torpedos auf den argentinischen Kreuzer ab. Zwei Torpedos trafen das Schiff. Die *General Belgrano* sank innerhalb von 45 Minuten. 323 Argentinier fanden dabei den Tod.

Die Versenkung des Kreuzers führte zu heftiger Kritik in Lateinamerika und



PA Images/Alamy Stock Photo

Am 4. Mai 1982 trifft ein *Exocet*-Flugkörper den Zerstörer HMS *Sheffield*. Das schwer beschädigte Schiff sinkt sechs Tage später.

Teilen der internationalen Öffentlichkeit. Während die britische Boulevardpresse die Versenkung feierte, kam es auch in Großbritannien zu kontroversen Diskussionen. Aber die Mehrheit der eigenen Bevölkerung trug den Krieg weiterhin mit und auch die USA unterstützten unverändert die britische Seite.

Die argentinische Öffentlichkeit fiel hingegen nach der anfänglichen Begeisterung über die Besetzung der Falklandinseln in einen Schockzustand. Der argentinische Marinechef, Admiral Jorge Anaya, rief alle seine Überwassereinheiten aus dem Operationsgebiet zurück. Die Royal Navy hatte damit mehr Handlungsfreiheit auf See gewonnen.

Argentinische Gegenschläge

Dass die argentinischen Streitkräfte auf der Inselgruppe und in der Luft immer noch eine ernste Bedrohung darstellten, zeigte sich nur zwei Tage später. Am Morgen des 4. Mai klärte ein argentinisches Flugzeug Radaremissionen der britischen Task Force auf. Daraufhin starteten zwei Kampfflugzeuge vom Typ *Dassault Super Étendard* vom argen-

tinischen Festland und feuerten gegen 11:00 Uhr aus etwa 12 km Entfernung zwei *Exocet*-Flugkörper gegen die aufklärten Ziele ab. Zwei Minuten später schlug eine der Raketen in die Steuerbordseite des Zerstörers HMS *Sheffield* ein. Der Einschlag (ob es eine Detonation gab, ist umstritten) löste schwere Brände auf dem Schiff aus. Trotz aller Bemühungen zur Brandbekämpfung musste die Besatzung das Schiff am Abend aufgeben. 20 britische Seeleute hatten den Tod gefunden, weitere 24 waren verwundet.

Angesichts der argentinischen Luftbedrohung ließ der Befehlshaber der britischen Trägerkampfgruppe, Konteradmiral John Forster »Sandy« Woodward, seinen Verband nach Osten außerhalb der Reichweite luftgestützter *Exocet*-Flugkörper marschieren. Für weitere Angriffe gegen die argentinischen Kräfte auf den Falklandinseln setzte er seine Überwassereinheiten in gemischten Zweiergruppen ein. Jeweils ein Zerstörer und eine Fregatte näherten sich gemeinsam der Inselgruppe und wehrten dort argentinische Flugzeuge und Helikopter auf kurze und mittlere Entfer-

nung ab. Immer wieder griffen die Argentinier trotz zunehmender Verluste aus der Luft an. Die britischen Schiffe schienen in diesem Abnutzungskampf wegen geringerer Schäden den Vorteil auf ihrer Seite zu haben.

Die Argentinier versuchten gleichzeitig, ihre Truppen auf der Inselgruppe weiter zu verstärken. Dies unterband die Royal Navy jedoch weitgehend. Am 10. Mai versenkte sie einen argentinischen Truppentransporter auf dem Weg zu den Falklandinseln.

Landung in der Bucht von San Carlos – »Bomb Alley«

Mitte Mai war der argentinischen Führung klar, dass die britische Landung nur noch eine Frage von Tagen war. Brigadegeneral Mario Menéndez kommandierte die Truppen auf den Falklandinseln. Die Inselgruppe war zu groß, um alle bedrohten Küstenabschnitte gleichzeitig zu verteidigen zu können. Er hielt einen Landungsversuch an der Küste Ostfalklands südlich von Stanley für am wahrscheinlichsten. Deshalb konzentrierte Menéndez hier die Masse seiner Trup-



Argentinische Soldaten in einem Schützen-graben auf der Insel Ostfalkland Anfang Mai 1982.

pen. Lediglich kleinere Kontingente befanden sich an der Landenge Goose Green (1200 Mann) sowie auf Westfalkland und Pebble Island (2000 Mann).

Die Briten wussten darum und wählten einen Ort auf der gegenüberliegenden Seite der Insel für ihr Landungsunternehmen. In der Nacht auf den 21. Mai marschierte die amphibische Gruppe eskortiert von Zerstörern und Fregatten in die Bucht von San Carlos und setzte vor der Anlandung der britischen Truppen Spezialkräfte aus.

Die Hauptgefahr drohte aus der Luft. Ab dem Vormittag des 21. Mai griffen die Argentinier in mehreren Wellen mit insgesamt 45 Flugzeugen an. Im Tiefflug konzentrierten sie ihre Angriffe auf die britischen Kriegsschiffe. Viele der eingesetzten Bomben detonierten allerdings nicht oder zu spät. Trotzdem gelang es, die Fregatte HMS *Ardent* zu versenken sowie vier weitere Zerstörer und Fregatten zu beschädigen. Obwohl die Briten ihrerseits elf Flugzeuge abgeschossen hatten, sahen sie nun den Erfolg der gesamten Landungsoperation gefährdet.

Zu ihrem Glück stand das Wetter am nächsten Tag auf der britischen Seite.

Die argentinischen Kampfflugzeuge konnten erst am späten Nachmittag wieder starten, was den Briten die Möglichkeit gab, ihre Truppen im Brückenkopf zu verstärken. In den nächsten drei Tagen flogen die Argentinier erneut massive Angriffe und konnten einen Zerstörer und eine Fregatte versenken sowie weitere fünf Kriegsschiffe beschädigen. Zudem versenkten sie das 15 000 BRT große Containerschiff *Atlantic Conveyor* mit einem großen Teil der Versorgungsgüter und neun der elf schweren Transporthubschrauber an Bord. Die Intensität der argentinischen Angriffe nahm jedoch ab dem 26. Mai aufgrund der hohen Verluste an Piloten und Flugzeugen ab.

Unter dem Eindruck der hohen Schiffsverluste forderte Konteradmiral Woodward am 26. Mai einen schnellen Angriff der Landungstruppen. Nach dem Ausfall eines Großteils der schweren Hubschrauber waren die britischen Kräfte gezwungen, ihre Angriffsziele überwiegend zu Fuß zu erreichen. Noch am selben Tag brach das 2. Fallschirmjägerbataillon aus dem Brückenkopf nach Süden auf, um die rechte britische Flanke zu sichern und Goose Green einzunehmen.

Angriff auf Goose Green

In den frühen Morgenstunden des 28. Mai startete das Bataillon mit etwa 600 Soldaten und Feuerunterstützung durch HMS *Arrow* und Artillerie den

Angriff gegen gut befestigte argentinische Verteidigungsstellungen bei Goose Green. Entgegen den Erwartungen kämpften sie dort gegen einen mehr als dreimal so starken Gegner. Der britische Angriff blieb am Vormittag im massiven Abwehrfeuer liegen. Die Argentinier erhielten mehrfach Luftpunahunterstützung. Erst nach einem weiteren britischen Angriff gelang es den Fallschirmjägern, die argentinischen Stellungen zu überwinden. Bis zum Abend stießen sie bis zum Ortsrand von Goose Green vor und konnten die argentinischen Kräfte weitgehend einschließen. Diese kapitulierten am nächsten Morgen.

Knapp 1000 argentinische Soldaten gingen in Gefangenschaft. 17 britische und 50 argentinische Gefallene waren zu beklagen. Die überraschende Einnahme von Goose Green belastete die Moral der argentinischen Truppen erheblich. Die Briten hingegen zogen aus den hohen Verlusten bei Goose Green die Lehre, weitere Infanterieangriffe möglichst im Schutze der Nacht durchzuführen.

Unter dem Eindruck der Ereignisse erwartete Menéndez den britischen Hauptangriff aus dem Süden von Goose Green. Währenddessen marschierten das 3. Fallschirmjägerbataillon und das 45. Kommando der Royal Marines aus dem Brückenkopf direkt Richtung Osten. Am 30. Mai befanden sich mit Douglas und Teal Inlet bereits wichtige Positionen im Nordteil Ostfalklands in ihrer Hand. Einen Tag später nahmen Teile



Argentinische und britische Verluste im Falklandkrieg

	Argentinien	Großbritannien
Tote	633	258
Verwundete	1 188	777
Gefangene	11 313	115
Wasserfahrzeuge	1 Kreuzer, 1 U-Boot, 4 Transportschiffe, 2 Patrouillenboote, 1 Marinetrawler	2 Zerstörer, 2 Fregatten, 1 Containerschiff, 1 Landungsschiff, 1 Landungsboot
Luftfahrzeuge	25 Hubschrauber, 37 Kampfflugzeuge, 34 leichte Kampfflugzeuge, 4 Transportflugzeuge	24 Hubschrauber, 10 Kampfflugzeuge

©ZMSBw
09244-04

des 42. Kommandos nach heftigen Kämpfen mit argentinischen Spezialkräften den zentral gelegenen Mount Kent ein. Dem Vormarsch der britischen Truppen hatten die Argentinier nach dem Verlust der meisten ihrer Hubschrauber nicht mehr viel entgegenzusetzen. Sie konzentrierten sich auf den Ausbau von Verteidigungsstellungen im Raum um Stanley.

Am 1. Juni landete die britische 5. Brigade mit rund 3500 Soldaten in der Bucht von San Carlos und übernahm mit einem Bataillon den Raum um Goose Green. Das von dort abgelöste 2. Fallschirmjägerbataillon verlegte am 3. Juni mit Hubschraubern nach Bluff Cove und Fitzroy an die Ostküste der Insel. Damit hatten die Briten den größten Teil Ostfalklands eingenommen.

Kämpfe um Stanley

Für den geplanten Angriff auf Stanley sollten auch zwei Bataillone der 5. Brigade herangezogen werden. Deren Transport erfolgte wegen fehlender Transporthubschrauber per Schiff von San Carlos nach Bluff Cove und Fitzroy. Die Anlandung der letzten Truppenteile der 5. Brigade am 8. Juni nutzten die Argentinier zu einem letzten großen Luftangriff und bombardierten gegen 13:00 Uhr u.a. die Landungsschiffe. Für die Briten war der Vorfall das blutigste Ereignis des gesamten Krieges: 47 Soldaten fanden den Tod, weitere 150 wurden verwundet.

Den britischen Angriff auf Stanley konnten die Argentinier aber nicht ver-

hindern. Am 11. Juni starteten die Briten mit Feuerunterstützung durch Artillerie und Kriegsschiffe die letzte Offensive des Krieges. Die Kampfmoral der meisten argentinischen Einheiten hatte bis zu diesem Zeitpunkt bereits erheblich gelitten. Deshalb gelang es, innerhalb von nur drei Tagen bis zu den Außenbereichen von Stanley vorzustoßen. Angesichts dieser Lage, abgeschnitten von allen Verbindungen zum Festland, kapitulierten die argentinischen Streitkräfte auf Ost- und Westfalkland am 14. Juni. Rund 11 400 argentinische Soldaten gingen für wenige Tage in Gefangenschaft, bevor sie in ihre Heimat zurückkehren konnten.

Die Kampfhandlungen rund um die Falklandinseln waren damit abgeschlossen. Großbritannien erklärte von seiner Seite die Feindseligkeiten am 21. Juni für offiziell beendet. Eine vergleichbare Erklärung hat Argentinien bis heute nicht abgegeben.

Gründe für den britischen Sieg

Zunächst kann festgestellt werden, dass sich die Militärjunta in Buenos Aires durch eine krasse Fehleinschätzung der strategischen Lage zur Besetzung der Inselgruppe hatte verleiten lassen. Sie war



picture-alliance/dpa/Press Association

Nach der Landung: Britische Soldaten heben Stellungen aus.

Nach dem Sieg: Britischer Soldat inmitten argentinischer Helme am Goose Green.



picture-alliance/dpa/Press Association

davon ausgegangen, dass sich die USA in diesem bilateralen Konflikt neutral verhalten würden. Die Junta verkannte dabei, welche herausragende Bedeutung Großbritannien aus der Sicht Washingtons im bipolaren Weltkonflikt mit der Sowjetunion hatte. Die Bereitstellung des US-Stützpunktes auf Ascension als logistische Basis im Südatlantik kam für Argentinien daher völlig überraschend. Dies schuf erst die Voraussetzung für die Durchführung der britischen Operationen.

Der Ausgang des Waffengangs im Südatlantik blieb dennoch längere Zeit ungewiss. Der argentinische Verteidigungsplan war gut durchdacht. Schwächen zeigten sich aber bei der Durchführung. Während die Briten bereit gewesen waren, ihre Kriegsschiffe einem hohen Risiko auszusetzen, beorderten die Argentinier ihre Überwassereinheiten nach der Versenkung der *General Belgrano* in die Heimathäfen zurück. Trotzdem bewiesen die argentinischen Luftstreitkräfte mit der Versenkung mehrerer Kriegs- und Transportschiffe eindrucksvoll ihre Fähigkeit. Anders als den Briten fehlte es der argentinischen Führung aber an der Entschlossenheit, alle ver-

fügbaren Kräfte und Mittel in die Waagschale zu werfen.

Ein ähnliches Bild zeigte sich beim Einsatz an Land. Die Briten hatten die besten leichten Verbände ihrer Streitkräfte als Speerspitze der Landungsoperation vorgesehen. Die argentinische Führung hingegen zog den größten Teil ihrer Eliteverbände unmittelbar nach der Invasion wieder ab. Die Masse der Truppen zur Verteidigung der Inselgruppe bestand aus Wehrpflichtigen, die für einen Kampf unter schwierigsten klimatischen Bedingungen weder ausgerüstet noch ausgebildet waren. Darüber hinaus fehlte es den Argentinern in einigen wichtigen Situationen auch einfach an Glück: Schlechtes Wetter oder technische Probleme beim Waffeneinsatz hinderte sie mehrfach daran, ihren größten Vorteil im Kampf, die Luftüberlegenheit, auszunutzen.

Bis heute sind die Falklandinseln Teil des Vereinigten Königreichs, obwohl Argentinien noch immer die Souveränität über das Territorium für sich beansprucht. Der Sieg im Südatlantik stärkte 1982 die Stellung Großbritanniens unter den führenden Mächten der Welt. Mehr noch: Für viele politische Beobachter

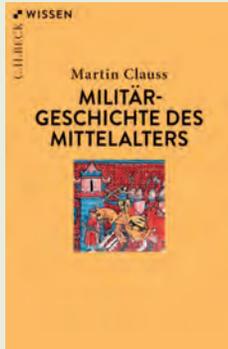
beendete er eine Jahrzehnte währende Phase des britischen Niedergangs.

Sturz der Junta und Sieg für Thatcher

Es war auch innenpolitisch ein großer Erfolg für Premierministerin Thatcher, die ihren Ruf als »Eiserne Lady« festigte und die kommende Unterhauswahl 1983 mit großem Vorsprung gewann. Die Niederlage auf den Falklandinseln hatte für Argentinien noch gravierendere politische Folgen. Sie löste unmittelbar den Sturz der seit dem Putsch 1976 herrschenden Militärregierung aus. Nach dem Rücktritt des als Staatspräsidenten amtierenden Generals Leopoldo Galtieri am 18. Juni 1982 kehrte das Land zu einer demokratischen Verfassung zurück. Dies gehört eindeutig zu den positiven Auswirkungen des erfolgreichen britischen Waffengangs.

Oberst i.G. Dr. Frank Hagemann
ist seit März 2022 Dienstältester Deutscher Offizier am George C. Marshall European Center for Security Studies in Garmisch-Partenkirchen.

Bücher



Militär im Mittelalter

Fast eintausend Jahre währte das europäische Mittelalter – eine Epoche, die zumeist mit Rittern in schimmernden Rüstungen assoziiert wird. Doch diese Ära war viel differenzierter. Die Militärgeschichte des Mittelalters stellt Martin Clauss anhand gut ausgewählter Beispiele dar. Er spannt den Bogen von den germanischen Kriegerbanden der Spätantike bis hin zu den Söldnerheeren des 15. Jahrhunderts.

Dabei stellt er die Kriegführung in ihren gesellschaftlichen Kontext und zeigt die taktische und strategische, aber auch technologische Entwicklung des Militärs. In kaum einer anderen Epoche bedingten sich die Zivilgesellschaft und das Militär gegenseitig so stark wie im Mittelalter. Clauss' Schwerpunkt liegt dabei auf Mittel- und Westeuropa. Auch die religiös motivierte Gewaltanwendung in Europa und dem Nahen Osten thematisiert er. So gelingt ihm ein facettenreicher und gleichzeitig sehr verständlicher Einstieg in dieses Metier der Militärgeschichte. Am Ende besitzen die Leserin und der Leser ein differenziertes Wissen über die unsere Populärkultur so dominierenden Ritter.

Christian Jentzsch

Martin Clauss, Militärgeschichte des Mittelalters, München 2020. ISBN 978-3-406-75752-5, 128 S., 9,95 Euro



Frauen, Krieg und Gewalt

Sexualisierte Gewalt gegen Frauen, Kinder und teilweise auch gegen Männer ist nicht allein eine Begleiterscheinung von Kriegen. Invasoren setzen die Vergewaltigung gezielt als Waffe ein, um Gemeinschaften zu terrorisieren, zu demoralisieren und zu vertreiben sowie die eigene Macht zu demonstrieren. Hunderttausende leiden unter unsichtbaren Kriegswunden. Darüber zu sprechen ist nicht leicht. Wenn Opfer ihr Schweigen brechen, erfahren sie oftmals eine Stigmatisierung durch die Gesellschaft. Die britische Kriegskorrespondentin Christina Lamb gibt Überlebenden eine Stimme. Für ihre Recherche reiste sie durch Asien, Afrika, Südamerika und Europa. Dabei stieß die Autorin immer wieder auf das Versagen der internationalen Gemeinschaft und inländischer Gerichte, Täter ihrer gerechten Strafe zuzuführen. Ein Buch, das schockiert, traurig und wütend macht.

Friederike Hartung

Christina Lamb, Unsere Körper sind euer Schlachtfeld. Frauen, Krieg und Gewalt, München 2020. ISBN 978-3-328-60072-5, 448 S., 24,00 Euro



Dunkle Orte

Das Reisen zu Orten des Schreckens ist ein schwieriger Gegenstand in der Tourismusforschung. Warum suchen Reisende Orte des Todes wie KZ- und Genozidgedenkmäler, ehemalige Schlachtfelder oder Katastrophenorte auf? Über 70 solcher Stätten des Holocausts, Orte von Terroranschlägen, Naturkatastrophen, Kriegsereignissen, Armenviertel, Friedhöfe, Gefängnisse, Gruselorte, aber auch museale Darstellungen des Schreckens stellt Albrecht Steinecke mit Fotos, Beschreibung und Bewertung zur Seriosität vor. Er untersucht die Zielsetzungen der Betreiber, Motive und Reaktionen der Besuchenden sowie Möglichkeiten und Grenzen der touristischen Vermarktung. Die Motivlage der Besucherinnen und Besucher erstreckt sich von Anteilnahme am Leid anderer über Trauer, Voyeurismus, Angstlust, Informationsbedürfnis bis zur Verehrung der Opfer. Auf Seiten der Anbietenden ergibt sich ebenfalls ein breites Spektrum von Bildungsanspruch, Förderung des öffentlichen Gedenkens, Werben um Solidarität bis zu Geschäftemacherei.

Gabriele Bosch

Albrecht Steinecke, Dark Tourism. Reisen zu Orten des Leids, des Schreckens und des Todes, München 2021. ISBN 978-3-7398-3054-4, 222 S., 29,00 Euro



General von Kirchbach

Er wurde der Öffentlichkeit 1997 bekannt als »Held von der Oder«: Hans Peter von Kirchbach. Wohl auch wegen dieser Popularität wurde er schon Anfang 1998 für den erst mehr als ein Jahr später zu besetzenden Dienstposten als Generalinspekteur öffentlich benannt. Dazwischen lag ein Regierungs- und Ministerwechsel. Nach nur gut einem Jahr endete schon die Amtszeit von Kirchbachs als höchster Soldat der Bundeswehr und seine vierzigjährige Dienstzeit. Gestützt auf seine Erinnerungen und Kalendereinträge schrieb er, in seinen Worten, »kein Geschichtsbuch, sondern ein Buch mit Geschichten«. Authentisch und ehrlich beschreibt von Kirchbach auch sein Erleben nach Übernahme der 9. Panzerdivision der NVA 1990, bei deren Auflösung, beim Aufbau der neuen Brigade in Eggesin und die Hintergründe seiner Ablösung als Generalinspekteur. Volle Empfehlung für diesen Einblick in den Alltag eines Soldaten seit seiner Grundausbildung 1960 mit Präzision und Liebe zum Detail.

Klaus Storkmann

Hans Peter von Kirchbach, Herz an der Angel, Berlin 2021. ISBN 978-3-96776-035-4, 356 S., 19,80 Euro



Kindheit hinter Stacheldraht

Mit einem Koffer in der Hand reißt Norman seine Söhne George und Henry aus dem Schlaf. Die Familie wird in ein Lager gebracht und bis zum Kriegsende 1945 nicht heimkehren. George – das ist der US-amerikanische Schauspieler George Takei, weltberühmt als Hikaru Sulu an Bord der USS Enterprise aus Star Trek und als LGBTIQ- sowie Menschenrechtsaktivist. Die Wurzel dieses Engagements liegt in seiner Biografie: Als Enkel japanischer Einwanderer verbrachte Takei seine Kindheit während des Zweiten Weltkrieges in Internierungslagern. Nach dem Angriff der japanischen Marineflieger auf Pearl Harbor erlebten japanischstämmige US-Amerikanerinnen und -Amerikaner systematische Ausgrenzung und Gewalt. Takei macht auf dieses wenig beleuchtete Kapitel des Zweiten Weltkrieges aufmerksam. Seine Erinnerungen sind ein eindrückliches Dokument für die Achtung der Menschenwürde, gegen Ausgrenzung und Fremdenfeindlichkeit. Bezüge zur Gegenwart erinnern daran, dass Kinder weltweit in Flüchtlingslagern aufwachsen.

Friederike Höhn

George Takei, They called us enemy. Eine Kindheit im Internierungslager, Ludwigsburg 2020, ISBN 978-3-96658-039-7, 208 S., 25,00 Euro



Deutsche Geheimdienste

Wolfgang Krieger ist ein ausgewiesener Experte für den Bundesnachrichtendienst. Neu und spannend ist der Überblick über die Auslands- und Inlandsspionage im alten Österreich, im Deutschen Bund, im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik. 1758 übernahmen im österreichischen Generalquartiermeisterstab erstmals 40 Offiziere die Aufgabe, militärisch relevante Informationen über Gegner auszuwerten und zu sammeln. Seit 1802 übernahm die »Evidenzhaltungs-Abteilung« im Kriegsarchiv zu Wien diese keineswegs auf die Historie beschränkte Funktion. Sein preußisches Pendant war das 1867 eingerichtete »Nachrichten-Bureau« im Generalstab, aus dem 1889 dessen Sektion IIIB wurde. Aber selbst 1913 dienten dort nur zehn Offiziere. Kriegers Bewertung: In Deutschland wurde Auslandsespionage lange weniger wichtig genommen als in anderen Ländern und auch heute seien hierzulande »Geheimdienste unbeliebt wie nirgendwo sonst in der westlichen Welt«.

Klaus Storkmann

Wolfgang Krieger, Die deutschen Geheimdienste. Vom Wiener Kongress bis zum Cyber War, München 2021. ISBN 978-3-406-76432-5, 128 S., 9,95 Euro

Medien

GULag

<http://www.gulag.memorial.de>
<http://www.workuta.de/>

Die 1988, noch zu sowjetischen Zeiten, gegründete Menschenrechtsorganisation *Memorial* hat sich der Erinnerung an die kommunistische Diktatur und ihrer Opfer verpflichtet. Auf

der Webseite veranschaulichen schon die zoombaren Karten die geographische Ausdehnung des GULag. Über die Regionen kann jedes einzelne Lager angeklickt werden. Es öffnen sich auch Fotografien und Biographien von Häftlingen, die so dem Vergessen entrissen werden.

Speziell den in sowjetischem GULag gefangenen Deutschen widmet sich eine

Website der Lagergemeinschaft Workuta/GULag im Dachverband der Union der Opferverbände Kommunistischer Gewaltherrschaft. Auch sie gibt den Opfern ein Gesicht, stellt ihr Leben und ihr Leiden vor und ergänzt dies mit Hintergrundinformationen zu den Lagern.

Klaus Storkmann

The screenshot shows the 'Biografien' (Biographies) section of the GULag website. At the top, there is a blue navigation bar with the following tabs: 'Startseite', 'Biografien', 'Bildergalerie', 'Info', 'Aktuelles', and 'Kontakt'. Below the navigation bar is an alphabetical index from A to Z. The main content area is a grid of 72 portrait photographs of individuals, arranged in 8 rows and 9 columns. Each portrait is accompanied by a small caption with the person's name. The names listed are: Günter Albrecht, Hans Günter Aulich, Rosel Blaszczyk, Dietmar Bockel, Ulrich Büttner, Manfred Buss, Theodor Desens, Peter Eberle, Edith Fadtko, Heini Fritsche, Horst Gerloff, Joachim Giesicke, Ingolf Grothe, Werner Gumpel, Edgar Haack, Horst Hennig, Günter Herrmann, Wolf Hinze, Martin Hoffmann, Christal Hofmann, Werner Höpner, Siegfried Jenkner, Gerald Joram, Rudolf Jost, Elfriede Kreyßig, Johannes Krikowski, Horst Lange, Margarete Lange, Eduard Lindhammer, Horst Maltzahn, Günter Müller-Hellwig, Eberhard Polthier, Günther Rehbein, Ursula Rumin, Ulrich Schmidt, Joseph Scholmer, and several others whose names are partially visible or cut off at the bottom of the grid.

Ausstellungen

Aufgrund der Corona-Pandemie sind Besuche von Ausstellungen, von Museen und anderen Einrichtungen derzeit nur eingeschränkt möglich. Bitte informieren Sie sich bei den einzelnen Veranstaltern, wann und in welchem Umfang die Ausstellungen geöffnet sind. Wir empfehlen Ihnen, das bereitgestellte mediale Angebot der einzelnen Einrichtungen zu nutzen.

Bautzen

Gedenkstätte Haftanstalten Bautzen I und II
Weingangstraße 8a
02625 Bautzen
www.stsg.de
Dauerausstellung
Täglich
10:00 bis 18:00 Uhr
Eintritt frei

Potsdam

Gedenk- und Begegnungsstätte Leistikowstraße
Leistikowstraße 1
144469 Potsdam
www.leistikowstrasse-sbg.de
Dauerausstellung
Sowjetisches Untersuchungsgefängnis 1945 bis 1991
Dienstag bis Sonntag
13:00 bis 17:00 Uhr
Eintritt frei

Stiftung Gedenkstätte

Lindenstraße
Lindenstraße 54
14467 Potsdam
www.gedenkstaette-lindenstrasse.de
Dauerausstellungen
»Rassenhygiene« und
Terror-Justiz 1933–1945
Sowjetisches Untersuchungsgefängnis
1945–1952
Stasi-Untersuchungsgefängnis 1952–1989
Dienstag bis Sonntag
10:00 bis 18:00 Uhr
Eintritt: 2,00 €
ermäßigt: 1,00 €

Halle (Saale)

Gedenkstätte Gefängnis »Roter Ochse«
Am Kirchtor 20b
06108 Halle
gedenkstaette-halle.sachsen-anhalt.de

Dauerausstellung
Montag und Freitag
10:00 bis 14:00 Uhr
Dienstag bis Donnerstag
10:00 bis 16:00 Uhr
Eintritt frei

Magdeburg

Gedenkstätte Moritzplatz
Umfassungsstraße 76
39124 Magdeburg
gedenkstaette-magdeburg.sachsen-anhalt.de
Dauerausstellung
Stasi-Untersuchungsgefängnis
Montag bis Mittwoch
9:00 bis 16:00 Uhr
Donnerstag
9:00 bis 18:00 Uhr
Freitag
9:00 bis 14:00 Uhr
Eintritt frei

Oranienburg

Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen
Straße der Nationen 22
16515 Oranienburg
www.sachsenhausen-sbg.de
Dauerausstellungen
KZ Sachsenhausen
1936–1945
Sowjetisches Speziallager
Nr. 7/Nr. 1 1945–1950
Täglich
8:30 bis 16:30 Uhr
Eintritt frei



Gedenkstätte Potsdam-Leistikowstraße/Nadine Hoffmann

Torgau

Dokumentations- und Informationszentrum Torgau
Schlosstraße 27
04860 Torgau
www.stsg.de
Dauerausstellung
Sowjetische Speziallager
Nr. 8 und Nr. 10
April bis Oktober täglich
10:00 bis 18:00 Uhr
November bis März täglich
10:00 bis 17:00 Uhr
Eintritt frei

Weimar

Gedenkstätte Buchenwald
99427 Weimar
www.buchenwald.de
Dauerausstellungen
KZ Buchenwald 1937–1945
Sowjetisches Speziallager
Nr. 2 1945–1950
Dienstag bis Sonntag,
Feiertag
April bis Oktober
10:00 bis 18:00 Uhr
November bis März
10:00 bis 16:00 Uhr
Eintritt frei



Gedenkstätte Potsdam-Leistikowstraße/Benjamin Maltry

Der besondere Tipp

Lebendiges Museum Online (LeMO) Das größte Online-Portal zur deutschen Geschichte

<https://www.dhm.de/lemo>

Auf mehr als 900 Seiten zu einzelnen Kapiteln der deutschen Geschichte sowie 5500 Objektseiten und mit über 50 Videos, 900 Biografien, 600 Zeitzeugenbeiträgen, 200 Dokumenten sowie 200 Jahreschroniken bietet LeMO einen umfassenden Einblick in die deutsche Geschichte. Dieses frei verfügbare Online-Angebot wird gemeinsam von der Stiftung Deutsches Historisches Museum, der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und dem Bundesarchiv getragen.

In einem Zeitstrahl vom »Vormärz« – als Bezeichnung für die Zeit vor der Revolution 1848 – bis heute bietet LeMO einen Überblick zu den historischen Epochen der deutschen Geschichte. Zu jeder Epoche werden zunächst allgemeine Informationen sowie relevante Themen präsentiert. Diese können dann in thematisch geordneten Kapiteln vertieft werden. Daneben stehen für den Zeitraum jeder Epoche Jahreschroniken zur

Verfügung, mit denen detailgenau die Ereignisse eines jeden Jahres nachverfolgt werden können. Bilder und historisches Archivmaterial durchbrechen die Darstellung und fügen sich gleichzeitig sinnvoll und anschaulich ein. Zeitzeugenberichte geben die persönliche Wahrnehmung und das Erleben eindrucksvoll wieder. Die Berichte lassen sich dabei nach Schlagwörtern, Personen oder Orten filtern und ermöglichen damit eine spezifische Suche. Gemeinsam machen der Zeitstrahl und die Zeitzeugenberichte die deutsche Geschichte nahbar.

Über dieses inhaltliche Angebot hinaus zeichnet sich LeMO durch sein didaktisches Konzept aus. Unter dem Reiter »Lernen« verbergen sich nicht nur thematische Online-Führungen, sondern vielfältiges Lehr- und Lernmaterial. Dabei werden die unter dem Zeitstrahl und den Zeitzeugenberichten präsentierten Materialien aufgenommen und durch Verweise auf Ausstellungen und andere Angebote ergänzt.

Auf diese Weise schafft LeMO nicht nur für Schüler und Studierende einen Zugang zur deutschen Geschichte, sondern für jeden Geschichtsinteressierten.

Henning de Vries

Impressum

Herausgegeben vom Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr durch Oberst Dr. Sven Lange und Oberst Dr. Uwe Hartmann (V.i.S.d.P.)

Verantwortlich für die akt. Ausgabe: Oberstleutnant Dr. Klaus Storkmann Henning de Vries M.A.

Redaktion:
Hauptmann Andreas Eichner M.A.
Cornelia Juliane Grosse M.A.
Oberstleutnant Chris Helmecke M.A.
Fregattenkapitän Dr. Christian Jentzsch
Oberstleutnant Dr. Harald Potempa
Oberstleutnant Dr. Klaus Storkmann
Henning de Vries M.A.
Major Dr. Dennis Werberg

Leiter Fachbereich Publikationen:
Dr. Christian Adam
Bildredaktion: Esther Geiger
Lektorat: Björn Mielbrandt
Karten/Grafiken: Dipl.-Ing. Bernd Nogli,
Frank Schemmerling
Layout: Carola Klinke

Anschrift der Redaktion:
Redaktion »Militärgeschichte«
ZMSBw
Postfach 60 11 22, 14411 Potsdam
E-Mail: ZMSBwRedaktionMilGeschichte@bundeswehr.org
Homepage: www.zmsbw.de

© Titelbild: picture-alliance/dpa

Manuskripte für die **Militärgeschichte** werden an obige Anschrift erbeten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird nicht gehaftet. Die Redaktion behält sich Änderungen von Beiträgen vor. Die Wiedergabe in Druckwerken oder Neuen Medien, auch auszugsweise, anderweitige Vervielfältigung sowie Übersetzung sind nur nach vorheriger schriftlicher Zustimmung erlaubt. Die Redaktion übernimmt keine Verantwortung für die Inhalte von in dieser Zeitschrift genannten Webseiten und deren Unterseiten.

Für das Jahresabonnement gilt aktuell ein Preis von 15,00 Euro inklusive Versandkosten (innerhalb Deutschlands). Die Hefte erscheinen in der Regel jeweils zum Ende eines Quartals. Die Kündigungsfrist beträgt sechs Wochen zum Ende des Bezugszeitraumes.

Ihre Bestellung richten Sie bitte an:
ZMSBw
z.Hd. Frau Christine Mauersberger
Postfach 60 11 22, 14471 Potsdam
Tel.: 0331/9714 599, Fax: 0331/9714 507
Mail: ChristineMauersberger@bundeswehr.org

© 2022 für alle Beiträge beim ZMSBw

Druck: Druckhaus Plagge GmbH
An der Feuerwache 7, 49716 Meppen
E-Mail: info@druckhaus-plagge.de

ISSN 0940-4163



»Jederzeit – Weltweit« Das Kommando SES

Evenburg-Kaserne, Leer



Udo Lükemroer/Bundeswehr



Udo Lükemroer/Bundeswehr

Seit 2016, dem 55-jährigen Jubiläum des Sanitätsstandortes Leer, präsentiert das 2003 aufgestellte Kommando Schnelle Einsatzkräfte Sanitätsdienst »Ostfriesland« seine Geschichte und seinen Auftrag – »Der Menschlichkeit verpflichtet«. Das Kommando SES ist heute als erster Bundeswehrverband bei rascher medizinischer Versorgung und sanitätsdienstlicher Logistik gefragt.

Die in der Regionalen Ausstellung präsentierten Ausrüstungsgegenstände und Objekte zeigen, was dieser »Sanitätsverband der ersten Stunde« in seinen Einsätzen rund um den Erdball leistet. Videos und Bilder, Texte und Interviews, moderne Medienstationen und ein virtueller Rundgang durch ein Luftlanderettungszentrum lassen Eindrücke und Erfahrungen sprechen.



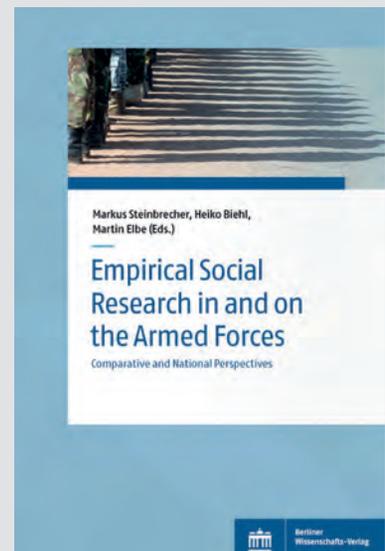
Evenburg-Kaserne
Papenburger Straße 82
26789 Leer
Telefon: 0491 – 91954777
KdoSESVeranstaltungen@bundeswehr.org

Publikationen des ZMSBw



Thomas Vogel
**Der Zweite Weltkrieg in Italien
1943-1945**
Ditzingen: Reclam 2021
(= Kriege der Moderne), 160 Seiten,
14,95 Euro,
ISBN: 978-3-15-011208-3

**Empirical Social Research in
and on the Armed Forces**
Comparative and National
Perspectives
Hrsg. von Markus Steinbrecher,
Heiko Biehl und Martin Elbe,
Berlin: BWV 2022
(= Sozialwissenschaftliche Studien
des ZMSBw, 24),
305 Seiten, 52,00 Euro,
ISBN: 978-3-8305-5144-7



ZUGEHÖRT! Der Podcast des ZMSBw



Folge 30: Das Ansehen der Bundeswehr

Aus der Truppe hört man häufig, dass die Bundeswehr gesellschaftlich nicht anerkannt sei. Soldatinnen und Soldaten beklagen, dass ihr Berufsstand und ihr Dienst zu wenig Wertschätzung seitens der Mitbürgerinnen und Mitbürger erhalten.